Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 12. Mai. Nr. 19

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Zeitgemäße Betrachtung. II. — Krieg und Christentum IV. Von E. Böhme. — Von Schuld und Sühne oder die dunkelsten Stunden. Von Karl Röttger. — Konrad Scipio. Von Paul Meinhold. — Die religiöse Erziehung im Hause. Von J. Heyn. — Ist das Bekenntnis des Apostolikums bei der Konfirmation in der preußischen Landeskirche obligatorisch? Von -e-. — Vom Büchertisch.

Zeitgemäße Betrachtung. II.

Ev Luk. 13, 4 u. 5.

Wer hörte nicht aus den düsteren Ereignissen, die sich zu dieser Frist im Süden und im fernen Westen begeben haben, einen gewaltigen Bußton herausklingen. Als Jesus noch auf Erden weilte, hatte sich am Teiche Siloah bei Jerusalem auch ein harter Unglücksfall zugetragen, der sich freilich an Furchtbarkeit mit diesen neuesten Heimsuchungen nicht messen kann. Aber doch war es schrecklich genug gewesen für alle, die davon betroffen waren. Diesen Fall hatte Jesus im Auge, wenn er die Frage aufwarf: „Meinet ihr, daß die achtzehn, auf welche der Turm in Siloah fiel und erschlug sie, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen?“ Und sofort läßt er selbst der Frage die Antwort folgen: „Nein, sondern so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen.“ Was folgt nun daraus für uns? Ein deutliches Warnungszeichen ist uns in jenen Heilandsworten aufgerichtet. Hütet euch, dafür zu halten, daß die Italiener und die Kalifornier, über die so namenloses Elend hereinbrach, minderwertigere Menschen gewesen seien als ihr. Sollte wirklich jemand mit solcher aus Gefühlsroheit und persönlicher Eitelkeit gepaarten Geringschätzung auf die armen Opfer, die der feuerspeiende Berg und das feuerspeiende Erdbeben gefordert haben, herabblicken, der, meint Jesus, der soll es büßen, ihm gilt zumal die Heilandsdrohung: so ihr euch nicht bessert . . .

Mehr noch, in uns allen überhaupt soll Bußgefühl erwachen, wenn wir jene erschütternden Nachrichten in der Zeitung lesen. Oder ist es nicht so: wann fallen denn dem leichtfertigen Erdenbürger seine Sünden ein? —: nicht wenn es ihm wohlgeht, nicht wenn er dem leichtbeschwingten Falter, dem losen Schmetterling gleich von Blüte zu Blüte flattert, Honig zu saugen und süßem Genusse ergeben, sondern wenn das Unglück mit eisernem Klopfer, mit ehernem Hammerschlag an das schwachgefügte, hölzerne Fachwerk pocht, dahinter das menschliche Glück sich, ach, so sicher wähnte. Darum, sieh jenseits des Ozeans eine blühende Stadt mit Tausenden von Häusern und, was noch mehr besagen will, mit Tausenden von blühenden Menschenleben in einem jähauflodernden Flammenmeer versinken, und denke nicht, das ist so weit da draußen geschehen, davor brauche ich mich nicht zu fürchten. Wer weiß, wie nahe dir ein Verhängnis, und das Unglück schreitet schnell. Sieh' unten am Golf von Neapel alle Naturschönheit und Menschenfreude auf lange hinaus geknickt; schon kannst du Abbildungen davon zu Gesichte bekommen, wie die Mächte der Zerstörung gehaust haben, und bald — so sind nun einmal die Menschen —, bald wird es in Schaubuden auf Volksbelustigungsfesten in Bildern mit grellen Farben marktschreierisch für Geld gezeigt werden, was sich in diesem Frühjahrsmonat an Trübsal und Drangsal ereignet hat im alten Italien wie in der neuen Welt. Du aber nimm dir's besser zu Herzen. Das konnte auch mich treffen. Das konnte auch uns widerfahren. Wie eine Bußpredigt schallt es von Süd und West. Wie eine Posaune vom Weltgericht braust es daher. Wer Ohren hat zu hören, der höre. Oder meinet ihr, daß jene Heimgesuchten schuldig gewesen seien vor allen Menschen, die auf Erden wohnen? Nein, sondern Gott hat dich bisher verschont, nicht weil du es verdienst, sondern aus Gnaden. Du aber sprich: ich will mich bessern; ich will in mich gehen; ich will dem Höchsten mein Gelübde bezahlen mit Loben und mit Danken. Ein Harthöriger, wer diese in der Luft liegenden Bußtöne nicht wahrnimmt. Wir aber wollen sie auf uns wirken lassen. Möge von der feurigen Himmelsröte, die sich über Neapel und San Franzisko breitete, ein Abglanz auf uns fallen, daß wir innerlich erröten und uns errötend schämen über so manche Undankbarkeit, mit der wir uns an unserem Schöpfer versündigt haben. Möge von dem Erdbeben her, welches die stolzesten Häuser, die so festgemauert und hochgebaut dastanden, umwarf, als wären sie leicht wie eine Feder, ein Widerhall in uns nachklingen, darunter unser Herz, dies trotzige und verzagte Ding, bebt und zittert, ein Menetekel, welches die dünne bröckelnde Wand unserer irdischen Sicherheit mit dem flammenden Warnruf bedeckt: man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht gefunden. Wie sagte Jesus doch gleich zu seinen Zeitgenossen: so ihr euch nicht bessert. Unser Los, und wenn es uns auch nicht immer aufs liebliche gefallen war, es war doch ein leidliches Los; wir aber nannten es unausstehlich, hatten allerhand daran auszusetzen, waren nicht zufrieden damit. Nun sehen wir es ein, wie gut wir es bisher hatten; nun sehen wir ein, wie unrecht wir taten mit unserem fort und fort Besserhabenwollen, statt dessen wir uns vielmehr bessern sollten. Nun sehen wir es alles ein: Siehe, meine Tage sind einer Hand breit bei dir, und mein Leben ist wie nichts vor dir. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben!

Krieg und Christentum.

(Die Bedeutung der Friedensbewegung und die Notwendigkeit ihrer Unterstützung seitens der Kirche. 2.)

Es ist im Sinne der oben erhobenen Forderung als ein gewiß sehr schöner und sehr beachtenswerter Gedanke zu bezeichnen, wie ihn nach der Mitteilung des Stuttgarter Stadtpfarrers Umfrid, des überaus eifrigen und verdienstreichen Förderers der Friedensbewegung, ein schwäbischer Friedensfreund angeregt hat: „man sollte einem Friedenssonntag in dem Zyklus unseres Kirchenjahres zur Entstehung helfen". „Wenn dann von allen Kanzeln das Gesetz des Friedens in die Welt hinausgerufen würde", — so lesen wir bei Umfrid[13]) im Sinne jenes Friedensfreundes, — „dann würde sich die öffentliche Meinung mehr und mehr zu Gunsten unserer guten Sache (der Friedensbewegung) wenden, — das aber ist es, was wir wollen." Ob aber jener Vorschlag, welchem die Kirchenregierungen schon längst hätten zuvorkommen sollen und dessen Realisierung doch gar keine Schwierigkeiten haben dürfte, ob er wirklich zur Tat werden wird? Das Vertrauen zur Kirche, wenn es solch große Menschheitsfragen, wie es die Friedensfrage ist, zu fördern gilt, scheint mancherseits nicht sehr groß zu sein. Hierfür sei nur ein kleiner, aber immerhin beachtenswerter Beleg gegeben. Auf dem im Jahre 1904 in Boston abgehaltenen internationalen Weltfriedenskongreß, anläßlich dessen, wie berichtet wird, die Religion als Faktor der Friedensbewegung eine sehr bemerkenswerte, ernste Würdigung seitens des amerikanischen Volkes resp. seiner Geistlichkeit erfahren hat, wurde u. a. auch ein Beschluß gefaßt, dahingehend: die Landesorganisationen der Friedensgesellschaft sollen eine Bitte an ihre Oberkirchenbehörden richten, in das Kirchengebet einen Satz des Inhalts aufzunehmen, daß Gott die Völker dahin führen möge, daß sie ihre Streitigkeiten unter einander auf schiedsgerichtlichem Wege schlichten. Als nun diese Angelegenheit auf der Generalversammlung der deutschen Friedensgesellschaft in Mannheim zur Erörterung kam, wurden Stimmen laut, die sich von einer Bitte an die Kirchenbehörde keinen Erfolg versprachen, und obgleich einer vorschlug, wenigstens an die evangelischen Kirchenbehörden heranzutreten, wurde doch beschlossen, von jedem Schritt in dieser Richtung abzusehen. So wohltuend und erfreulich es nun einerseits berühren muß, daß man bei den Beratungen jenes großen Kongresses über die Mittel und Wege zur Förderung des Friedenswerkes der Kirche nicht vergessen, daß man ihr Bereitwilligkeit zur Mitwirkung zugetraut und ausdrücklich an sie appelliert hat, so bedauerlich ist es andererseits, wenn man wahrnehmen muß, wie aus berufenem Munde (so auch seitens des Pfarrers Umfrid) starker Zweifel an der Bereitwilligkeit, an dem Entgegenkommen der Kirchenbehörden sich vernehmen läßt. Und ebenso bedauerlich ist es gewiß, wenn es von einem Prediger selbst festgestellt werden muß, daß „den heutigen Friedensbestrebungen der größte Teil der Geistlichen wenig Sympathie entgegenbringt"[14]) — eine Tatsache, auf die auch Umfrid besonders zu sprechen kommt und deren Grund, wie er ihn gefunden zu haben meint, von ihm offen dargelegt wird: „Warum stehen viele Prediger der Liebe und des Friedens dieser im Grund doch eminent christlichen Bewegung so fern? Weil sie als gewiegte ‚Realpolitiker' es für aussichtslos halten, daß Europa je sich dem Gesetz des Friedens fügen werde, weil sie fürchten, an Kredit bei ihren nationalgesinnten Freunden zu verlieren."[15]) Mir scheint allerdings, daß in diesen Worten eines sehr hoch zu schätzenden Vertreters seiner Kirche etwas sehr Erwägenswertes liegt und daß die ernsten Bedenken, die ihnen zugrunde liegen, möglichst vielseitige Beachtung verdienen. Wie so manchen Christenmenschen auch im geistlichen Stande mag es geben, der, falls er den internationalen Friedensbestrebungen[16]) näher treten wollte, insgeheim für sich einen inneren Konflikt zwischen religiösem und nationalem Empfinden fürchten zu müssen meint, einen Konflikt, der dann aber zu Gunsten nationaler Gefühle lieber vermieden wird, — und wie so mancher hinwiederum mag anzutreffen sein, dem die Idee des Völkerfriedens immer nur in dem undurchdringlichen Nebel einer weltenweiten Zukunft zu liegen scheint und der sich ängstlich davor scheut, den Namen eines Phantasten, eines Utopisten auf sich angewandt zu sehen![17]) Aber wie? Müßte sich ein solcher Pfarrer nicht am allermeisten vor seiner Weihnachtspredigt scheuen, durch die es doch hindurchklingen soll: „Friede auf Erden!"? Könnte dies nicht als die größte Utopie angesehen und eingeschätzt, ja, müßte Christus selbst nicht als der größte Phantast und Träumer angesehen werden, und wie finden sich die „Realpolitiker" auf der Kanzel nun mit jener Weihnachtsverkündigung ab, wie machen sie es, daß sie dabei nicht auf halbem Wege stehen bleiben? Denn wer kann denn mit gutem Gewissen jene Botschaft immer wieder aus seinem Munde ertönen lassen, der nicht zugleich auch von innerster Teilnahme beseelt ist für alle Bestrebungen, die auf das Ziel des Völkerfriedens gerichtet sind? Und sei es auch, daß der Kirche und ihren Dienern bei der Beteiligung an solchen Bestrebungen im Hinblick auf die Gegenwart von mancher Seite nachgesagt wird, daß sie utopistischen Wahngebilden nachjagen — nun wohl, es ist schon besser, solche Nachrede, die ja bedeutungslos ist, über sich

[13]) „Friede auf Erden! Betrachtungen über den Völkerfrieden" von Otto Umfrid (Eßlingen, Wilh. Langguth, 1897) S. 21. — In England besteht die Einrichtung eines Friedenssonntags bereits seit einiger Zeit und es wird berichtet, daß diese Einrichtung von Jahr zu Jahr an Bedeutung zugenommen, daß auch die Zahl der Geistlichen der vereinigten Königreiche, die diesen Tag der Friedensfeier widmet, sich stets vermehrt hat (vergl. Alfred H. Fried, „Handbuch der Friedensbewegung", S. 389; hier wird auch eine große, von dem Engländer Darby zu Gunsten der Friedenssache ins Werk gesetzte Kirchenpetition erwähnt, die die bevollmächtigten Unterschriften der offiziellen Vertreter von 119 Kirchengemeinschaften trug, deren Mitglieder 88 Millionen umfassen).

[14]) s. Pflüger, Moderne Predigten (Zürich 1899), S. 128. — Auf der Generalversammlung des „Landesvereins Württemberg der deutschen Friedensgesellschaft" im Oktober 1905 wurde festgestellt, daß 900 an die Geistlichkeit Württembergs versandte Aufrufe zur Mithülfe an der Friedensarbeit fast wirkungslos verhallten, da nur acht Geistliche darauf antworteten (s. Friedensblätter Nr. 11, Jahrg. 1905, S. 129).

[15]) „Friede auf Erden!" S. 19.

[16]) Für diejenigen, die da meinen, der internationale Charakter der Friedensbestrebungen vertrage sich nicht mit Patriotismus, mögen einige sehr erwägenswerte Sätze A. H. Frieds aus dem Schlußabschnitt des ersten Kapitels seines Handbuchs der Friedensbewegung besonderer Beachtung empfohlen sein. Fried sagt dort über „Internationalität und Patriotismus" u. a.: „Internationalität in dem Sinne, wie er der Friedensbewegung zugrunde liegt, bedeutet einen Patriotismus auf der höchsten Stufe. Nur durch Übereinstimmung mit den berechtigten Interessen anderer Glieder der Kulturgemeinschaft vermögen wir unserem eigenen Vaterlande aufs beste zu dienen; besser, als wenn wir es veranlassen, durch Gewaltakte sich selbst der Gefahr einer Niederlage und dem damit verbundenen Ruin auszusetzen. In einer Zeit, wo eben das gesamte Leben der Staaten ein internationales ist, wo ein Volk ohne die Arbeit des andern nicht mehr leben kann, wo die Wechselbeziehungen in kommerzieller, industrieller, in wissenschaftlicher Hinsicht fast den ganzen Erball überspannen, ist Patriotismus im alten engherzigen Sinne, im Sinne verbohrter Abschließung und gehässiger Überhebung ein Wahnsinn und ein Frevel an der Vaterlandsidee. — — Der Internationalismus, in dem Sinne, wie ihn die Friedensbewegung versteht, ist der von allen Schlacken gereinigte veredelte Patriotismus einer höher stehenden Menschheit, der das Wohl der Nationen am Herzen liegt. Die Friedensbewegung, die allen Nationen diese Vorteile beschaffen will, die ihnen eine höhere Wertung und eine größere Sicherheit zuteil werden lassen will, ist die patriotischste Bewegung der Gegenwart".

[17]) Als besonders interessant mögen hier einige Sätze aus einem Zeitungsartikel („Dresdener Nachrichten") Ernst von Wildenbruchs, der über die Versöhnung Deutschlands und Frankreichs handelt, angeführt werden. Wildenbruch sagt dort u. a.: Wer die Witterung für neue, allmählich sich gestaltende Weltkonstellationen in sich trägt, dem kann es nicht entgehen, daß in unserer nicht mehr nach binnenländischen, sondern nach ozeanischen Maßstäben rechnenden Zeit eine neue, große Gestaltung Europas, die man als die „Vereinigten Kontinentalstaaten von Europa" bezeichnen kann und schon bezeichnet hat, im langsamen, aber unabweislichen Werden ist. Noch ist nicht abzusehen, wann und in welcher Form dies mächtige Gebilde Leben gewinnen wird. Soviel aber läßt sich schon jetzt mit Bestimmtheit sagen, daß, wenn es einmal zustande kommt, der Weltfriede und damit die Menschheitskultur eine noch nie dagewesene Förderung erfahren wird." Aus dem Munde eines Mannes wie Ernst von Wildenbruch sind solche Worte jedenfalls doppelt bemerkenswert. Sollte der begeisterte Patriot in Hinsicht auf jene Meinungsäußerung vielleicht auch unter die Utopisten zu rechnen sein, als welche man die Vertreter des geistlichen Standes, wenn sie zugleich Anhänger des Pazifismus sind, gern bezeichnet?

ergehen zu lassen, als des Vorwurfs, wie er ja auch bereits laut geworden, gewärtig sein zu müssen: ihr habt die Prinzipien eurer Religion nicht voll und tief erfaßt, ihr habt nicht ganzen Ernst gezeigt in der Anwendung der Grundsätze des Christentums Christi! Solche Anklage ist es ja, die u. a. der Dichter Friedrich Bodenstedt erhoben hat in seinen tiefinnere Entrüstung atmenden Versen:

„Ihr mögt von Kriegs- und Heldenruhm
So viel und wie ihr wollt verkünden,
Nur schweigt von eurem Christentum,
Gepredigt aus Kanonenschlünden.

Bedürft ihr Proben eures Muts,
So schlagt euch wie die Heiden weiland,
Vergießt so viel ihr müßt des Bluts,
Nur redet nicht dabei vom Heiland!

Noch gläubig schlägt das Türkenheer
Die Schlacht zum Ruhme seines Allah.
Wir haben keinen Odin mehr,
Tot sind die Götter der Walhalla.

Seid was ihr wollt, doch ganz und frei,
Auf dieser Seite wie auf jener —
Verhaßt ist mir die Heuchelei
Der kriegerischen Nazarener."

Das sind scharfe und strenge Worte, inhaltschwer und bedeutungsvoll, — mögen sie, so oft sie laut werden, in der bezwingenden Offenheit der Überzeugung, die ihnen eigen, mit ihrer ernsten Mahnung zur Selbstprüfung die Aufmerksamkeit auf das Verhalten der Kirche, wie es sich zeigt und wie es sich zeigen soll, immer aufs neue hinlenken, mögen sie alle ernstdenkenden Glieder der Kirche zu tatkräftiger Teilnahme und Mitwirkung aufrufen, wenn es gilt, einem schwächlichen, auf halbem Wege stehenbleibenden Kompromiß-Christentum die zielbewußte Entschiedenheit echt evangelischer Gesinnung entgegen zu setzen![18]) Und gewiß, ähnlich oder ganz ebenso, wie jener Dichter empfunden, fühlten und fühlen heute, ohne daß sie es offen aussprechen, gar manche, denen der Krieg nicht — um an eine vielbeliebte und abgenutzte Redensart zu erinnern, mit der man sich immer wieder über alle Skrupel hinwegsetzen zu können meint — als ein „notwendiges Übel" erscheint, sondern die ihn eben für schlechthin unvereinbar halten mit der reinen christlichen Gottes- und Sittenlehre. So besteht ja auch neben den organisierten Friedensgesellschaften, die in hochverdienstlichem Wirken unter steter Anknüpfung an die Zeitverhältnisse für die Erreichung des einen großen Zieles „Friede auf Erden" tätig sind und in denen eigentlich — beiläufig bemerkt — die Pfarrer ebenso wie in Missionsvereinen als Mitglieder

[18]) Auf die Notwendigkeit, solch echt evangelische Gesinnung besonders auch anläßlich der Einsetzung einer Friedenskonferenz zu erweisen, hat u. a. auch Rade, der Herausgeber der „Christlichen Welt", seiner Zeit hingewiesen. Es sind sehr bemerkenswerte Worte, die in jener Zeitschrift (1899, Nr. 33 u. 41) über das Thema Krieg und Frieden zu lesen sind. Rade meint, daß ein ernstes Interesse an jener historischen Begebenheit (der Friedenskonferenz) möglich ist, das mit Schwärmerei ganz und gar nichts zu tun hat, und er beklagt es, wie sehr der christliche Idealismus vielfach an solch praktischem Punkte versagt hat. „Organe der öffentlichen Meinung, die gelegentlich ein christliches Urteil vertreten wollen, haben mit der ausgesprochenen Hoffnung auf ein Mißlingen die Tätigkeit der Konferenz begleitet und mit unverhohlener Freude die Mängel ihres Ergebnisses festgestellt." „Christen sollten doch in all der trüben Mischung eigennütziger Gewalten den Zug zur Besserung, zum moralischen Fortschritt, nicht verkennen. Wozu haben wir das Auge des Glaubens? Doch überall auch in der heutigen Wirklichkeit das Gute heraus zu erkennen! Und beten wir nicht in jahrhunderte lang tausendfach wiederholten Kirchengebeten: Bewahre uns vor Krieg, lieber Herre Gott? Hört man manche Verteidiger des Krieges in unseren Tagen, so fühlt man sich versucht, bei der Eisenacher Kirchenkonferenz eine Abänderung dieser Bitte anzuregen, dahin: Herr Gott, schenke uns einen frischen, fröhlichen Krieg, damit unser Volk an dem langen Friedensiechtum nicht zu Grunde gehe"! Rade bekennt des Weiteren, daß er die Haager Konferenz für einen Fortschritt hält, auch wenn sie zunächst nur geringe Ergebnisse zeitigen sollte. Er tritt dafür ein, daß das Christentum seinen Platz an der Seite alles wahren Fortschrittes haben muß, und sagt: „Auch die Beobachtung stört mich nicht, daß manche guten Christen sich heut wie kleine Bismarcks geberden, wenn es auf diese Frage kommt. Ich fürchte, es mangelt ihnen dazu der Beruf. Müssen wir denn, sobald wir einen Schritt im nationalen Empfinden vorwärts gekommen sind, im menschlichen und christlichen schleunigst rückwärts gehen"?

vertreten sein sollten, eine internationale, wenigstens durch die gemeinsame Idee verbundene Gemeinde von Friedensfreunden, die alle, wenn auch vielleicht nur unausgesprochen, die eine Überzeugung, den einen Wunsch in sich tragen und das eine hohe, von christlichem Geiste vorgezeichnete Ziel vor Augen haben; ihnen allen und jeder einzelnen Friedensvereinigung insbesondere, mögen sie und ihre Glieder auch heute noch immer wieder von gewisser Seite als träumerische Idealisten belächelt und verspottet werden, hat die christliche Kirche mit offenem, enthusiastischem Zeugnis stets aufs neue zu bekunden, daß es ihre eigenste Angelegenheit ist, um die es sich handelt und an die sie nicht erst durch die Sozialdemokratie oder durch die Vereinigung für ethische Kultur erinnert zu werden braucht, und hat dafür ernstlich Sorge zu tragen, daß alle Friedensfreunde bei ihr auf freundliches Entgegenkommen, auf Unterstützung und Förderung ihrer spezifisch christlichen Wünsche und Bestrebungen sicher rechnen können. Ist solches offene Zeugnis, solch heilige Sorge der Kirche bisher nicht in wünschenswerter Weise zutage getreten, hat es an Entschiedenheit und Energie gefehlt, wo es galt, alteingebürgerten, verschwommenen und unklaren Anschauungen mit der Bekundung streng christlicher Grundsätze entgegenzutreten, so möge von der Zukunft nicht umsonst eine Besserung, ein Fortschritt in solcher Hinsicht erhofft werden, und mit großer Kraft und heiligem Eifer möge die christliche Kirche ihren Friedensberuf zu erfüllen suchen im Sinne und nach dem Willen ihres Oberhauptes, Jesu Christi, des Friedefürsten!

Kunitz. E. Böhme.

Von Schuld und Sühne
oder die dunkelsten Stunden.

Die Hauptsache ist,
daß der Mensch leidet.

Die dunkelsten Stunden sind, wenn der Mensch fühlt, daß er eine Schuld auf sich lud; wenn in die Nacht sein Stöhnen klingt, wenn er weiß: bald wird offenbar sein, was du tatest, — aller Welt offenbar. Und wenn die Schuld das Gesetz des Staates verletzte, dann fühlt er auch: bald wird man dich brandmarken und ein Makel wird an dir sein, den nichts, garnichts abwäscht. Wenn der Mensch verkannt wird, verlästert oder wenn ein widriges Geschick ihn zum Bettler macht, daß er hingehen und harte Menschen um Hülfe bitten muß, — dann hat er dunkle Stunden. Aber es sind nicht die dunkelsten. Aus dem allen kann er rein und heil hervorgehen; es kann ihn sogar größer machen. Er trägt ja keine Schuld an dem allen. Doch was soll man sagen, wenn der Mensch gegen sein besseres Selbst handelt; wenn er eine Handlung begeht, die, nun ja! so oder so nicht eben ehrenhaft ist? Ja, was soll man sagen, denn es ist so traurig. Er steht plötzlich da und empfindet wie einen heftigen Schmerz das Bewußtsein: wie konntest du das tun? Wie kamst du zu solcher Tat? Hier sind wir mitten im Leid des Menschen, mitten in der Krise. Hier fühlt er: etwas muß geschehen, irgend etwas; denn ich leide. Zwei Wege gehen von diesem Punkte aus: nennen wir sie den Weg des Todes und den des Lebens. — Ein entsetzliches Buch habe ich immer in meiner Nähe: Raskolnikoff von Fedor Dostojewski. Ein entsetzliches, ein gewaltiges Buch. Es ist ganz gleich, ob man es zu den Kunstwerken zählt oder nicht. Jedenfalls schrieb Dostojewski hier das Tiefste, was sich schreiben läßt: die dunkelsten Stunden. Wenn Literaten oder Literarhistoriker von dem Buche sprechen, werden sie auch meist die Bemerkung machen, daß hier „der denkende Verbrecher in die Literatur eingeführt sei". Als ob Verbrechen sonst aus Gedankenlosigkeit geschähen. Als ob die dunkelsten Stunden vornehmlich ein Vorrecht des minder Gebildeten oder „Ungebildeten" seien. O nein, das Buch handelt „nur" vom Leiden des Menschen. Paul Leppin hat einmal ein schönes Wort mit dem Roman verbunden. Er sagt: „in dem Buche ist Gott und das Wun-

der". Aber das empfand ich noch nicht klar, als ich es zum ersten Male las. Erst nachher ist es mir offenbar geworden. Aber dennoch fürchte ich mich oft vor dem Buche, denn es ist darin, wie im Leben: Gott und das Wunder beginnen da erst, wo die Not und das Leiden der Seele übermenschlich werden. An ein paar Stellen des Romans erinnere ich mich nur gern: an jene, die erzählt, wie der Mörder Raskolnikoff vor der Dirne Sonja in die Knie fällt und den Saum ihres Kleides küßt, weil er das Leiden der Menschheit ehren will; und an jene andere, da Raskolnikoff Sonja fragt: „Betest du viel zu Gott?" und Sonja leise zitternd antwortet: „Was wäre ich ohne Gott!" — Vielleicht auch habe ich jenes Gespräch des Untersuchungsrichters mit Raskolnikoff lieb, das letzte, in dem noch einmal alle entsetzlichen Kämpfe anklingen und nachzittern, die die beiden mit einander ausfochten, und in dem doch schon ganz leise das Wehen der Erlösung ist, das Gefühl: die Krise ist nun bald überstanden, du tust den ersten Schritt auf den Weg des Lebens.

Aber wissen wir nun, wie der Mensch dazu kommt, Böses zu tun? Oder gibt es kein Böses? Ist alles erlaubt, was gefällt? Können wir mit Nietzsche jenseits von Gut und Böse stehen? Auch im Nietzsche-Jenseits gibt's Schuld und Sühne; unser Gewissen ist ein unverlierbares Gut; man wird auch dort sündigen und leiden. Nietzsche überwand die landläufige flache Moral — überhaupt: das Moralistentum ging ihm gegen den guten Geschmack. Aber so groß ist keiner, daß er den Menschen von Verantwortung und vom Leiden losmachen könnte, die beide im Menschen liegen. Der Philosoph war auch ein viel zu feiner Kopf, um das zu wollen. Aber sehen wir von ihm ganz ab. Multatuli, der mancherlei Berührungspunkte mit Nietzsche aufweist, bekämpft das Böse in seiner explosiven Art — fast wie ein Fanatiker. Doch sehen wir auch von ihm ab! Wie gelangt der Mensch zur bösen Tat? Nun — aus Schwäche vielleicht, aus Angst, was weiß ich —, aber soll er darum schuldlos sein? Er weiß im Augenblick der Tat, daß er Schuld auf sich lädt, daß er lügt, wenn er die Wahrheit verheimlicht und, das ist die Hauptsache: er weiß, daß er mit der Tat gegen sein besseres Selbst handelt. Wie gesagt, es mag die Scham sein, die ihn treibt, das Rechte nicht zu tun, die Angst vielleicht, oder die Not. Auf jeden Fall läßt er sich unterkriegen, und das ist seine Schuld. Es macht ihn klein, erniedrigt ihn, oder macht ihn gar gemein, — den „Gebildeten" so gut wie den „Ungebildeten". — Sie wissen alle: es ist eigentlich ekelhaft, dieses zu tun; und dennoch lüge ich oder betrüge oder — stehle. — Ja, es ist ekelhaft, daß man so klein sein kann.

Ich will keine Psychologie des Verbrechens schreiben — man könnte höchstens Einzelfälle schildern — wie es Dostojewski tut —, aber jeder „Fall" ist neu, ist ein Selbständiges; Not, Angst, Scham, Aufflackern niedriger Instinkte, — es ist alles so verschieden von einander. Es spielt wohl die Anlage des Charakters mit; der ganze Mensch mit allem was in ihm liegt, ist ja ein Produkt der Vererbung und des Wachstums —, aber bei jedem anders. Das Gemeinsame beginnt erst da, wo die Krise eintritt: das Leiden; wo der Weg zum Tode beschritten wird (das Beharren in häßlichen Taten), oder der Weg des Lebens (die Genesung).

Es ist für mich nicht die Frage von Wichtigkeit, darf er solches tun oder darf er es nicht? Ich sehe nur: Der Mensch handelt so häßlich, so verabscheuenswürdig. Und wie viele mögen übrig sein von uns allen, die keine dunklen Stunden hatten, die nie Häßliches taten, die keine Flecken und Beulen mit sich tragen. Wer beleidigte nie das Gesetz, oder — abgesehen vom Gesetz — wer tat nie etwas, das in zufällig anderer Form ihn dem Gesetz überlieferte? Und wie klein sind solche Taten! Kleine Mittel, die über eine peinliche, unbequeme Stunde hinweg helfen sollen!

Aber die Frage ist auch nicht: brauchen wir darum das Gesetz, — brauchen wir darum die äußerliche Strafe? Die wahre Strafe kann niemand dem auferlegen, der sie

nicht in sich vollzieht. Dieses ist die Hauptsache, darauf kommt's an: daß der Mensch überwindet und nach der Schuld stärker werde, reiner. Dennoch soll man nicht fragen: darf man freisprechen? darf man lösen? Warum so fragen? Sieht man nicht die dringende Notwendigkeit hierzu? Der Täter braucht die Freisprechung, die Lösung, wie jeder Mensch das Licht, die Luft braucht; er muß seine Häßlichkeit hinter sich bekommen. Dieses „Muß" wolle man recht begreifen. Ist das Gesetz nicht zumeist ein Mordinstrument? Ist es etwa ein Mittel zur wahren Sühne, zum Freispruch? Wie viele möchten in den dunkelsten Stunden ihre Schuld hinausrufen, wie Raskolnikoff tat, als er auf Sonjas Rat sich auf dem Heumarkt zur Erde warf und die Erde küßte und sprach: „ich bin ein Mörder". Und vermochte es doch nicht — und nur ein Röcheln kam von seinen Lippen. Das ist das Große und Heilandsmäßige an Dostojewski: wie der Mensch die Schuld hinter sich bringt und ins Leben zurückkehren darf. Das auch wohl war die Stärke und Größe Jesu, der bei „Zöllnern und Sündern" gern war. Ihre Schuld sollte hinter sie, darum ging er zu ihnen: als der Freund eines jeden. Ich bleibe dabei: mit nichts anderem ist dem Täter, vornehmlich dem leidenden, zu helfen, als mit der Erlösung und dem Freispruch. Das bedeutet nicht immer Straflosigkeit; auch Raskolnikoff geht nach Sibirien; aber diese Strafe ist eigentlich etwas Nebensächliches gegen die Sühne, die der Mensch in sich vollziehen muß, gegen den seelischen Aufschwung, den er machen muß. Den Richter, ja, den braucht er, aber nicht das Gesetz, den Richter, der da sagt: du hast gesündigt, aber werde stark, wachse höher, handle nicht gegen dein besseres Selbst. Bis dieser Spruch erfolgt, ist alle Tatkraft zum Guten im Menschen gelähmt. Bis dahin quält ihn der Gedanke: jene Tat hat mich überwältigt, wie werde ich sie los? Wer hilft mir, daß ich über meinen Taten stehe? Daß ich wieder in Unschuld lebe und strebe? Den Richter braucht er dazu — und ich meine damit: den Menschen —, einen Freund vielleicht, einen Vater oder eine Mutter oder einen Bruder. Auch das Mitleid kann ihm nicht helfen, keine sophistische Erklärung seines Vergehens, die die Schuld in „den Umständen" sucht. Das hebt ihn nicht, kann ihn höchstens hilfloser machen. Denn der Mensch lebt nicht, damit die Umstände ihn meistern, sondern er die Umstände bezwingt. Er braucht das Wort: Sei rein! Sündige hinfort nicht mehr. — Mancher hat soviel Stärke in sich, daß er sich selbst soweit erlöst — seine größte Sühne liegt im Leiden —, und doch braucht er die Liebe irgend eines Menschen, der er sich offenbaren kann, und die ihn dennoch liebt. Da beginnt das neue Leben.

„Du kannst nach jeder Schuld der reinste Mensch sein,
Wenn du sie alt, dich selber jung empfindest,
Als diesen Guten, der du heut' nun bist.
Du bist die frische Kraft, die Kinderreinheit,
Das Götterzürnen eben bist du selbst,
Die das Getane, die das Abgetane
Mit solcher Himmelskraft aus dir verwerfen!
So tief und schwer du meinest zu bereuen,
So tiefbescheiden ja auch freust du dich.
Daß in dir ein so reines Wollen lebt,
Und solche Macht, daß du so wie die Sonne,
In jeder Stunde neu und göttlich bist.
Versteh das Wort nun: „Gott vergibt die Sünde."
Leopold Schefer, Laienbrevier.

Nicht etwa, als ob der Mensch nun Moralist werden soll oder darf; nur ein größeres Verstehen der menschlichen Seele, von der er nun Vieles weiß — wenn auch nicht alles —, Gutes und Schlimmes. Laßt uns — die wir alle wohl mancherlei auf dem Gewissen haben — nur nicht moralisch werden —; nichts ist häßlicher als das. „Man bleibt nicht moralisch, wenn man Moralist wird", sagt Max Bruns in einem seiner Essais.

Aber vielleicht lernen wir, nicht zu richten und Gott zu danken, daß manche, die fielen, wieder aufstehen können.

In solchen Stunden, da vieles Lastende, Nachtdunkle

das Gewissen bedrückt, hat Charles Baudelaire ein Gebet geschrieben, das ich hierher setzen möchte. Es führt den Titel „um ein Uhr morgens“ und steht zwischen den „Gedichten in Prosa“*). Nachdem er sich selbst seine Feigheit, seine Vergehen dieses Tages eingestanden hat, schließt er:

„Unzufrieden mit allem und mit mir selbst, möcht' ich nun gern mich wiederfinden und mich ein wenig demütigen in dem Schweigen und der Einsamkeit der Nacht. Ihr Seelen derer, die ich geliebt, ihr Seelen derer, die ich besungen habe, stärkt mich, haltet mich, nehmt von mir die Lüge und den verderbenbringenden Hauch der Welt; und du, mein Gott und Herr: Gewähre mir die Gnade, noch Schönes zu schaffen und dadurch beweisen zu können, daß ich doch nicht der letzte unter den Menschen bin, daß ich nicht noch geringer bin, als jene, die ich verachte.“

Karl Röttger.

Konrad Scipio.

Das wäre nun also das Ende? Nun haben wir dich hinausgetragen, armer Konrad, von deiner geliebten Jakobikirche aus auf den Kirchhof! Über deinem Grabe die letzten Worte wehmütiger Erinnerung, drei Hände voll Erde rollen dumpf polternd auf deinen Sarg, der Totengräber ist geschäftig bemüht, die Grube zu schließen, über dir wölbt sich die kühle Erde und eilig strömen viele der Mitfolgenden zurück an die Arbeit, ins Kontor, an den Beruf, — das Leben hat sein Recht und der Lebende seine Pflicht, — viele mit einem Wort aufrichtigsten Bedauerns auf den Lippen: „Der arme Kerl! Wie gut hätte er noch leben können! Und die arme Familie!!“ —

Vor meiner Seele aber steht lebendig und kräftig dein Bild, und manche Züge gemeinsamer Erinnerung steigen wieder in mir auf, — ich will sie festhalten. Denn klagen wäre nicht nach deinem Sinne, geschah es ja schon gegen deinen ausdrücklichen Willen, daß du in feierlichem Zuge von deiner Kirche aus den letzten Gang machen mußtest; verhaßt war dir in tiefster Seele jede Art von Schaugepränge! Und doch war es recht so. Von deiner Jakobikirche, mit der du so eng verwachsen warst, wo du den Neubau des Turmes und der Kirche mit immer regem Interesse verfolgt hast! Wo bei dem Zusammenbruch des Turmes du mit den Deinen fast nur wie durch ein Wunder gerettet wurdest!

Wie oft bist du dann atemlos, immer drei Stufen zugleich die enge Treppe hinaufgestürmt nach oben auf die Plattform und sahest: „Die Lande um den Main zu deinen Füßen liegen!“ Und sahest deiner Gemeinde in die Häuser, in die Höfe, in die Herzen! Und ließest dir von deinem alten Jakobikirchturm allerlei wundersame Mären ins Ohr raunen!

Wie freute sich dann dein Herz, als die Kirche auch im Innern ein neues, festliches Gewand anlegte! Wie oft hast du die Hochherzigkeit des „alten Gerber“ gesungen, der den Grund dazu gelegt!

Jetzt hat die schöne Orgel mit gewaltiger Stimme den großen, weiten Raum durchbraust, das herrlichste aller Musikinstrumente hat dem Leid, dem Weh, dem Glauben, der Hoffnung Ausdruck gegeben weit, weit besser, als Menschenmund es vermag. Nun ist sie verstummt, verhallt die Worte von der Kanzel, auf der du so oft gestanden und mutige, tapfere Worte gesprochen! Jetzt tragen sie dich hinaus, und dein alter Freund, der von hoher Warte der Menschen Geschicke überschaut, er schüttelt bedenklich sein Haupt: „Was ist Menschenwille? Was Glück? Was Schicksal? — Ein abgebrochener, unfertiger Torso auch das tapferste Wollen!“ Oder, — wer will es wissen? am Ende sagt er gar in überlegener Weisheit: „Wohl ihm! und Es war gut so?“

Die Glocken aber rufen dir mit lauter, heller Stimme nach. Was sie rufen? Ich höre es deutlich: „Nehmt alles nur in allem: ‚Er war ein Mann!‘“ Das ist zuletzt der Schlüssel deines ganzen Wesens, daraus erklären sich die

*) B.'s Werke, Bd. 1. Verlag Bruns, Minden.

Hauptzüge: Kraft, Tapferkeit, unbedingte Wahrhaftigkeit, Glaube, Idealismus, darin lagen auch deine Schwächen, denn allemal sind unsere Fehler die Schatten unserer Tugenden: Schroffheit, Rücksichtslosigkeit, harte Einseitigkeit.

Denn das will ich dir an deinem frischen Grabe nicht antun, daß ich — nichts würde dir widerwärtiger sein — eine einseitige Lobeshymne anstimmen sollte. Du hast manchen Feind gehabt, manchen auch rücksichtslos verletzt, aber an deinem Mut und an deiner Wahrhaftigkeit, daran konnte niemand zweifeln, und an deiner Hochherzigkeit; kleinlich warst du nicht; an deiner Uneigennützigkeit und Hülfsbereitschaft, — das Hemde gabst du vom Leibe, wenn es zu helfen galt!

Ja, wie so die Zeit vergeht! Immer lauter tönt die Stimme Walters von der Vogelweide: „O weh, wie sind verschwunden alle meine Jahr!“ Es war im Jahre 1886, also just vor zwanzig Jahren, als wir uns zuerst begegneten, du noch nicht lange hier, ich auch nicht, es war beim Konsistorialpräsident Heindorf; zuerst mieden wir uns mißtrauisch, du noch mehr als ich: ich aus konfessionellem, orthodoxem Pfarrhause, und das war für dich wie ein rotes Tuch, denn religiöse Duldsamkeit und auch politische war deine Stärke gerade nicht! Du religiös und politisch mehr „demokratisch“. Bald haben wir uns doch gefunden und über zehn Jahre zusammengehalten in fester treuer Freundschaft.

Wie oft haben wir bei lebendigem Gespräch bis spät in die Nacht hinein Meinung und Herz ausgetauscht, haben uns gegenseitig zur Hochzeit geladen, haben bei unsern Kindern Gevatter gestanden, haben Freud und Leid redlich geteilt.

Dann, ja dann kam der Bruch! Es ist uns beiden herzlich sauer geworden, — dir auch, das weiß ich. Wir beide waren nicht schuld, es war mehr Schicksal. Von vorne herein waren der Verschiedenheiten genug gewesen, Verschiedenheiten des Charakters und der Denkart. Du aus Waldeck, einem kleinen Raubstaat, daher erfüllt von der Jämmerlichkeit deutscher Kleinstaaterei, gut deutsch, aber eigentlich republikanisch gesinnt, ohne weiteres mit einseitiger Vorliebe z. B. für die Schweiz und Amerika. Wie konntest du auch wissen, was uns geborenen Preußen unser Preußen- und unser Königtum ist?

Und so auch theologisch. Dein offener männlicher Mut führte dich sofort auf die schroffste Position, mit Einsetzung deiner ganzen Persönlichkeit. Ja, du schlugst eine gute Klinge, das muß wahr sein! Vor mehreren Jahren, weißt du noch, wir gingen mit Pastor Fürer, — der ist nun auch schon lange tot! — beim Marienstiftsgymnasium auf und ab, es kam bald zur Debatte, und Fürer rief erregt: „Bruder Scipio, Gott erhalte Ihnen ihren Glauben, daß Sie immer recht haben und andere Leute immer unrecht!“ Darauf du: „Ja, Fürer, ich hab' auch immer recht.“ Und lachend schütteltet ihr euch die Hände und schiedet in Freundschaft.

Eine andere Meinung gelten zu lassen: wurde dir nicht ganz leicht, für dich hatte, wie für Fichte, jede Sache nur eine Seite, nämlich „die richtige“.

Geschichtliches Verständnis war eigentlich deine Sache nicht, dazu war deine Subjektivität, deine Persönlichkeit zu stark, und Menschenkenner warst du auch nicht, wie sollte das auch ein echter Idealist sein? Wie oft hast du auf einen andern stundenlang eingeredet, daß er kaum Luft und Atem zu holen imstande war, und dann erklärtest du mit voller Überzeugung: „Das ist ein riesig interessanter Kerl, mit dem habe ich mich famos unterhalten!“ „Was hat er denn gesagt?“ Gesagt? Gesagt hatte er eigentlich nichts, du hattest die Kosten getragen.

Weißt du auch noch, wir waren bei dir in der Kirche gewesen, mein Bruder, der Barther Superintendent und ich. Die Predigt war gut, nicht theologisch, religiös, für jeden etwas bietend, mit einem Male, mitten im zweiten Teil, ein weder formell noch sachlich dahin gehörender Ausfall gegen Orthodoxie! Mein Bruder fragte nachher: „Br. Scipio, was

sollte das eigentlich? Ich habe mich sonst recht erbaut, aber dieser Ausfall gehörte doch garnicht dahin!" Du: „Nein, aber ich sah Sie da sitzen, und da wäre ich mir feige vorgekommen, wenn ich nicht offen Farbe bekannt hätte!"

Es war etwas von deinem Landsmann Ulrich von Hutten in dir, auch von seiner Rücksichtslosigkeit, dein ganzes Wesen atmete Mut, Geist und Kraft, die Freiheit auch deine Göttin, und „Ich hab's gewagt" auch dein Wahlspruch. Deine ganze Weltanschauung war dir mehr physisch gewachsen als ethisch erworben und erkämpft; Vorbedingung war, wie du selbst es nanntest, „eine gesunde Naturbasis", d. h. Gesundheit und Kraft. Dein braver Vater war zwar Hofprediger in Arolsen, du selbst aber nanntest dich gern einen „Waldeckschen Bauernjungen" und ein gut Teil von der elementaren, der Urkraft, hattest du auch. Daher deine frische Ursprünglichkeit und Urwüchsigkeit. Wie bist du aber mit deinen Kräften, mit „deinem verfluchten Leichnam" ins Zeug gegangen! Immer wieder schweißtriefend unter die Douche, ihn in die Höhe peitschend zu neuer Tätigkeit, keine Rücksicht, keine Schonung bis zuletzt!

Vor Jahren stieg ich mal mit dem alten Missionsdirektor Wangemann — auch eine Kraftnatur — auf den Leuchtturm in Arkona, er war schon schwer leidend, das Herz wollte nicht mehr mit, er pustete und fauchte wie eine Lokomotive. Ich sagte: „Onkel, es wird dir wohl barbarisch sauer?" „Ja, es wird mir barbarisch sauer." „Na, dann können wir ja unten bleiben." Er: „Mein Sohn, ich habe stets den Grundsatz gehabt, bis an die Grenze meiner Kräfte zu gehen und etwas drüber hinaus." So hast du's auch stets gemacht.

Aber „der Leichnam" rächte sich doch, und schon öfter in den letzten Jahren waren deine Freunde mit Recht besorgt um deine Gesundheit und du selbst warst oft befallen von melancholischen Anwandlungen, von bangen Ahnungen und schweren Sorgen um die Zukunft, aber immer wieder kämpftest du alles nieder, mit Gewalt. Wer weiß, sonst hättest du auch wohl dies überholt, aber dein Herz wollte oder konnte zuletzt nicht mehr.

Es gibt auch einen Heroismus des Leidens, doppelt schwer für einen Genius der Tat. Ob du den gehabt hättest? Dein alter Freund, der Jakobikirchturm, wiegt bedenklich sein Haupt und sagt: „Das ist ihm erspart geblieben. Wer weiß, für ihn war es vielleicht gut so...."

„Ein Gutes", so sagtest du damals, „hat der Tod des ‚alten Koch' (Amtsgerichtsrat) doch gehabt, ich habe mich mit Meinhold wieder ausgesöhnt." Es freute uns beide. Freilich so zusammengewachsen ist das doch nicht wieder, konnte auch nicht, aber wir beide möchten doch das Jahrzehnt treuer Freundschaft nicht missen, und als ich dich vor wenig Tagen in der Elisabethstraße traf, da ahnten wir beide es doch wohl nicht, daß dies das letzte Mal war „auf diesem Planeten." Da sagtest du: „Unsere Wege gehen jetzt mehr neben einander her." Ich: „Aber mit gegenseitiger Hochachtung." Du: „Das versteht sich von selbst."

Und heute! Zwei Worte tönen mir durch Ohren und Herz, das eine mit dem Ton der Glocken: „Er war ein Mann." Das andere ein schönes Bibelwort: „Den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen." Und so ruf ich dir zu aus deinem geliebten Goethe: „Und finden dereinst wir uns wieder über den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe, umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal."

Stettin, 7. März 1906. Paul Meinhold.

Die religiöse Erziehung im Hause.

Leitsätze.*)

I. Die Aufgabe der religiösen Erziehung ist die Herausarbeitung einer Persönlichkeit, die mit Vertrauen und Ehrfurcht in Gottes Welt gegründet und mit ihrer Kraft

*) Von der Sitzung der II. Sektion des Protestantenvereins in Darmstadt.

angetan, sich selbst, den Zwang des Naturgeschehens wie die Menschenknechtschaft überwindet und den Mitmenschen dient.

Die religiös-sittliche Erziehung verdient vor der reinsittlichen den Vorzug.

II. Die Abwege, die die religiöse Erziehung im Hause zu vermeiden hat:

1. Jede Menschenseele ist ein lebendiger Gottesgedanke, darum darf die Erziehung keine schablonenhaft-allgemeine, sie muß eine individuell-angepaßte sein.
2. Das religiöse Verständnis des Kindes ist ein allmählich wachsendes, darauf soll die Erziehung Rücksicht nehmen und dem Kinde nach dem apostolischen Wort nicht frühzeitig feste Speise statt der Milch geben. Religiöse Märchen mag man ruhig erzählen; aber mit unverständigen oder schwer verständlichen Dogmen soll man das Kind verschonen.
3. Die Religion ist zwar auch Sache des Wissens und der Erkenntnis; aber jede Überfütterung mit religiösem Wissen erstickt das religiöse Leben selbst.
4. Die Religion ist die innerlichste und heiligste Angelegenheit der Menschenseele, darum darf der Erzieher weder sich noch den Zögling irgend welche religiöse Phrase gestatten.
5. Die Frömmigkeit gedeiht nur auf dem Boden der Wahrhaftigkeit, darum keine religiöse Unnatur! Aber auch kein Zwiespalt zwischen religiöser Denkart und kirchlicher Handlungsweise der Eltern! Können die Eltern den Gebrauch eines entsprechenden agendarischen Formulars nicht erreichen, so sollen sie einstweilen lieber auf die Vornahme einer kultischen Handlung verzichten, als ihr Kind peinlicher Gewissensnot aussetzen und sich selber in den Verdacht der Heuchelei bringen.

III. Die Voraussetzung religiöser Erziehung sind religiöse Tiefe und religiöse Klarheit des Erziehers; und es zeugt weder für das eine noch für das andere, wenn E. Key in ihrem Buche: „Das Jahrhundert des Kindes" ohne Verständnis für die unverlierbaren Werte der Religion Jesu (die Predigt von der ewigen Gottesliebe und der unendlichen Bedeutung der Menschenseele, die Forderung selbstverleugnender Nächstenliebe) den Vorsehungsglauben mit Teufels- und Wunderglauben auf eine Stufe stellt, die heutige Gesellschaftsordnung mit dem Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" für unvereinbar erklärt und das Christentum beschuldigt, daß es die Selbstverteidigung verbiete und die Seele verenge, anstatt sie zu weiten.

IV. Die Mittel religiöser Erziehung:

1. Das Gebet: Die Mutter (der Vater) soll es täglich mit jedem Kinde pflegen, es möglichst früh beginnen und möglichst lange fortsetzen.

   Das Tischgebet, vom Vater (der Mutter) gehalten, ist ein schönes Ausdrucks- und Erziehungsmittel der Dankbarkeit, es werde auch vor Gästen gehalten, wenn der Wirt hoffen darf, die nötige religiöse Stimmung unter den Gästen zu finden.

   Der besondere Wert der häuslichen Andacht besteht darin, daß sie das Gefühl religiöser und sittlicher Zusammengehörigkeit der Familie stärkt, sie ist vom Vater (der Mutter) zu halten und soll aus Bibel, Lieder- und Erbauungsbüchern wirklich Erbauendes auswählen. Dem Gast des Hauses soll die Teilnahme freistehen.
2. Gewöhnung zu kirchlicher Haltung; aber die eigene Haltung darf keine unkirchliche sein!
3. Positive Hinweise auf die Pflicht der Demut und der Dankbarkeit gegenüber dem gütigen und unerforschlichen Gott in besonderen Fällen des Glücks und Unglücks.

4. Barmherziges, aber wahrhaftiges Zerstreuen auftauchender Zweifel des Kindes.
5. Weises, aber furchtloses Anleiten zur Kritik gegenüber unhaltbaren, wenn auch in der Schule oder dem Konfirmandenunterricht vorgetragenen Anschauungen.

J. Heyn.

Ist das Bekenntnis des Apostolikums bei der Konfirmation in der preußischen Landeskirche obligatorisch?

Diese Frage, welche der sehr interessante und lehrreiche Artikel: „Ein Konfirmations-Erlebnis" in d. Bl. Nr. 16 (Beil.) zu bejahen scheint, ist mit Nein zu beantworten. Wenn nämlich auch § 3 des Kirchengesetzes vom 13. Juni 1895 betr. die Einführung der erneuerten Agende die Ordnung der Agende für die Konfirmation als bindend vorschreibt, so ist doch gleichzeitig ebendort die Möglichkeit offen gelassen, daß binnen sechs Monaten nach dem Inkrafttreten des Gesetzes von den vereinigten Kirchengemeindeorganen bei der Provinzialkirchenbehörde beantragt werde, bis auf weiteres die bisher zu Recht bestehende Ordnung beibehalten zu dürfen. Es heißt weiter: „In diesem Fall bleibt, bis die Einführung der erneuerten Agende von den vereinigten Gemeindeorganen beschlossen sein wird, die in der Gemeinde zu Recht bestehende Ordnung in Kraft. — Veränderungen derselben, durch welche einzelne Teile der landeskirchlichen Agende an die Stelle der bisherigen Ordnung treten, sind mit Genehmigung der Provinzialkirchenbehörde zulässig."

Es wäre von Bedeutung, zu erfahren, wieviel Gemeinden von dieser hier gewährten Vergünstigung, eine schon bestehende (apostolikumslose) Konfirmationsordnung beibehalten zu dürfen, Gebrauch gemacht haben. Vielleicht melden die Pfarrer solcher Gemeinden dies der Redaktion dieses Bl. Immerhin gab es und gibt es innerhalb der preußischen Landeskirche tatsächlich Konfirmationsfeiern, die ohne Apostolikum, wenigstens ohne ein solches im Munde der Kinder, nach badischer Weise verlaufen.

Alles dies ändert natürlich an dem Fall des schlesischen Arztes nichts, stellt aber das Ansinnen, „der Konfirmand solle in das Bekenntnis hineinwachsen," in eigentümliche Beleuchtung. Immerhin, daß das Apostolikum bei der Konfirmation durchweg und ausnahmlos conditio sine qua non sei, das darf nicht behauptet werden. Die Frage ist nur: wieviel Gemeinden haben mit Genehmigung der Kirchenbehörde eine Konfirmationsordnung im Gebrauch, die kein Apostolikum enthält? -e-.

Vom Büchertisch.

Ethisches und Soziales.

Gegenüber der fröhlichen Sicherheit, mit der heutzutage in sozialen Fragen und sozialistischen Kontroversen unbedingte Urteile gefällt werden von Leuten, die sonst an etwas Unbedingtes wahrlich nicht glauben, es sei denn, ihre eigene Unbedingtheit, finden sich gar viele in dem Unbehagen, zu sicheren Anschauungen über diese so wichtigen Dinge nicht recht kommen zu können. Deshalb wird ja fort und fort an ernste Beschäftigung mit der Frage gemahnt und es fehlt auch nicht an literarischer Produktion dazu. Namentlich gilt's gewiß für die Geistlichen, einen Einblick in die Gesetze des Gesellschaftskörpers, seiner Umgestaltungen, Fortbildungsbedürfnisse usw. zu gewinnen. Man wolle aber dabei doch ja die Gefahr nicht übersehen, daß über der Beschäftigung mit den natürlichen und technischen Verhältnissen und Bedingungen, denen die Sozialpolitik Rechnung zu tragen hat, der sittliche Gesichtspunkt in den Hintergrund treten könnte, von dem aus doch alles beurteilt sein will, was menschlichem Handeln zugehörig ist. Und grade die Geistlichen sollten vor allem von sicherer ethischer — nicht nur persönlich-sittlicher, sondern wissenschaftlich-ethischer Stellungnahme aus an diese Fragen herantreten. So sind denn zwei Bücher sehr willkommen, von denen das eine das ganze Gebiet der Ethik umfaßt, das andere nur mit grundlegenden Fragen sich beschäftigt, beide so gehalten, daß sie das wissenschaftliche Fundament klar erkennen lassen und der ernstesten wissenschaftlichen Beschäftigung Antrieb und Anleitung geben, und doch auch dem in dieser Richtung ungeschulten Denken zugänglich sind, um auch dem „Laien" Lust zu machen, über seine eigene Sittlichkeit und über die sittlichen Forderungen an die Gesellschaft sich klare Ansichten zu bilden.

Grundriß der Ethik. Von Dr. Paul Christ, ord. Professor der Universität Zürich. 210 S. Mk. 5,50. C. A. Schwetschke u. Sohn. Berlin. 1905.

Bei leicht zu überblickender, weil klar verständlicher Gruppierung, wird in weder zu kurzen noch zu langen Einzelabschnitten und in schöner, flüssiger Sprache das Gesamtgebiet menschlichen Handelns als das Gebiet des Sittlichen beschrieben, d. h. als „die Welt der Freiheit, der Selbstbestimmung des Geistes im Gegensatz zum bloß natürlichen Sinn mit seinen Anlagen und Kräften, zur Naturbestimmtheit und -bedingtheit mit ihrem höchstens vorsittlichen Tun", und begründet als „eine Beziehung des Willens — nebst den mit ihm in Wechselwirkung stehenden Gedanken und Gefühlen und durch ihn auch der äußeren Formen und Ordnungen der Gesellschaft — auf das an sich Gute". Dieses aber, oder die Idee des Guten — objektiv und ewig —, „die notwendige Frucht des menschlichen Selbstbewußtseins, dem die Fähigkeit und der Trieb sie zu bilden immanent ist", ist an sich, durch keine Definition näher zu bestimmen oder gar inhaltlich zu erschöpfen. Es wird als konkrete Erkenntnis im einzelnen aus der Natur der endlichen Vernunftwesen, specifisch verschieden von der übrigen Kreatur, gewonnen. „Mittels der auch im Ethischen nicht impotenten Vernunft, ohne Rekurs auf ein bloßes „Glauben" kann z. B. dargetan werden, „daß und warum das Menschenleben in bezug auf die eigene Person und andere heilig zu halten, das Eigentum, die Ehre erstrebenswert und unverletzlich, die Wahrhaftigkeit hochzuachten und täglich, zu üben ist, die Geschlechtsgemeinschaft zu lebenslänglicher und monogamischer Ehe veredelt werden muß usw." Als der „in der Religion Jesu Christi am reinsten verkündete Wille Gottes, der weder über dem Guten steht, seinen Inhalt willkürlich bestimmend, noch unter ihm als einer höheren fremden Macht, sondern — einfach mit ihm zusammenfällt, indem das ewig Gute, wie das Wahre und Schöne, ein konstituierendes Moment im Wesen Gottes selbst, als des Inbegriffes alles Guten bildet", gewinnt die Idee des Guten eine noch konkretere Gestalt durch die theologische Ethik, die ihren Inhalt nicht einfach dem Lebensbilde Jesu entnimmt, sondern ihn ableitet aus dem sittlich-religiösen Prinzip des Christentums, dem Prinzip der Geistigkeit Gottes und der Gotteskindschaft der Menschen. Damit wird nicht in einer bloßen theoretischen Lehrformel, sondern als Lebensverhältnis und fort und fort wirkende Triebkraft das Prinzip zugleich philosophisch richtig erfaßt als volle Grundlegung eines wirklich sittlichen Lebens, denn es schließt in sich unsere Bestimmung, Geist im vollen Sinne zu werden. — Nimm, lies und — studiere, was hier ein rechter Theolog aus reicher und tiefer Erfahrung sagt.

Gut und Böse, Wesen und Werden der Sittlichkeit. Von Lic. Emil Fuchs, Pfarrer zu Rüsselsheim a. M. Tübingen 1906 J. C. B. Mohr, (Lebensfragen Herausgeber Weinel.) 308 S. 3 Mk. geb. 4 Mk.

Wesen und Werden des sittlichen Lebens in der Menschheit schildert ein erster Teil, und ein zweiter dann die Gestaltung des sittlichen Lebens im einzelnen Menschen. Der Verfasser beginnt mit einer sehr anschaulichen und eindringenden Erörterung über die „Maßstäbe", durch deren unwillkürliche und kategorische Anwendung das menschliche Gemüt das in und aus sich gestaltet, was wir Sittlichkeit nennen, untersucht dann das Woher dieser Maßstäbe, wobei er sittlich schöpferische Persönlichkeiten wie Kant, Goethe, Bismarck, Luther, Knox u. a. in ihrer Bedeutung würdigt und schließlich im Christentum dieses Woher findet, handelt von „Einheit und Gegensatz von Sittlichkeit und Religion" und schildert endlich die „Sittliche Weltanschauung als Frömmigkeit". Die Gestaltung des sittlichen Lebens im einzelnen Menschen wird aus ihrem Werden unter dem Einfluß anderer zur Selbstgestaltung begriffen, wobei die Freiheits- und die Schuldfrage zur Erörterung kommen und dann „das sittliche Leben als Tat des Einzelnen" dargestellt im Anschluß an die Gemeinschaft als aufnehmende Arbeit, — als Tat innerhalb der Gesellschaft als produzierende Arbeit, als Kampf mit und in der Gemeinschaft als wahrhaftige Arbeit — jedesmal so, daß der Pflichtbegriff mit dem Begriff der Arbeit verbunden ist. In diesen Rahmen ist ein Inhalt ethischer Gedanken eingefaßt, der überall in weitem Bereich uns sittliche Lebensausblicke und in gründende Tiefen Einblicke auftut. Mit der Betonung der Gemeinschaft zeigt sich der Verfasser als ein recht Moderner. So heißt es im Eingange des Schlußwortes: Gemeinschaft ist die Nahrung unseres inneren Lebens. Sie hat alles geschaffen, was vom bewußten sittlichen Leben in uns lebt. In ihr und ihrem Herstellen, in ihrem Ausdehnen auf andere und in der beständigen Arbeit an ihr wird uns unserer innerer Reichtum bewußt. Er wird zur Tat und zu dem inneren Regen und Bewegen, das wir als unser eigentümliches Wesen empfinden. Aber es zeigt sich hier gleich auch, daß die Persönlichkeit nicht vergessen, daß die Gemeinschaft nicht Masse ist. Im Gegenteil, „die schaffende Persönlichkeit ist alles, die Gemeinschaft nur wertvoll als Stätte ihres Strebens, Gestaltens: So wird auch der mit besonderer Liebe behandelte „Arbeiter" eben unter dem sittlichen Gesichtspunkte der auch ihm vor allen notwendigen Ermöglichung der „Persönlichkeit" betrachtet. Im Anschlusse an die Erwähnung dieser Seite der Fuchsschen Ausführungen sei nun noch ein drittes Werk in diesem Zusammenhange kurz besprochen, kurz, nicht weil es wenig, sondern weil es für die Besprechung an dieser Stelle zu viel bietet. Es

lohnte sich wohl, seinem ganzen Zusammenhange nachzugehen und eine besondere Darstellung seiner Gedanken zu versuchen.

Masonia. Ein Blick in eine andere Welt. Von Diedrich Bischoff. Max Hesse. Leipzig 1905. 488 S.

Der Verfasser ist ein sehr fleißiger maurerischer Schriftsteller und hat schon in verschiedenen Veröffentlichungen die Ziele der Loge gerade auch nach Seite der sozialen Fragen behandelt. Seine Auffassung dabei zeigt das Motto aus Lessing und die Geleitsworte, die er als Einleitung dem Buche mitgibt: Citate aus Carlyle, Tolstoi Leibnitz, Emile de Lavelage und aus der Rede des Grafen Posadowsky bei der Grundsteinlegung zum „Posadowsky-Haus" am 1. Oktober 1905. Es kommt ihm auf grundlegende Erziehung der Persönlichkeit zur Persönlichkeit an, daß der Individualismus sittlich erstarke zu gesellschaftlicher Tüchtigkeit und so ein wirklicher Kulturbau im Volke aufgeführt werden möge zur Gesundung von Mammonismus, Sozialismus, Jesuitismus. Also die in diesen Richtungen verderblich sich geltend machenden selbstischen Naturmächte, unter denen die selbstmächtige Sittlichkeit des Menschen nicht gedeihen, aus denen überhaupt eine wahre Sittlichkeit nicht abgeleitet werden kann, sind zu überwinden durch individuelle Sittlichkeit, der es gelingt, die Gesellschaft nach dem Ideal der Gerechtigkeit zu gestalten, ohne die äußere und also mechanische kommunistische und sonstige Gleichmacherei usw. Dazu stellt er sein masonisches Ideal der Volkserziehung zu individueller Kulturarbeit auf, ohne verheißen zu wollen, daß dadurch in Bälde, ohne langdauerndes mutiges Ausharren das Heil zu schaffen sei. Dem einzelnen in seinen jedenfalls sehr interessanten und begeisterten Ausführungen, kann, wie gesagt, hier nicht nachgegangen werden.

Die Form will uns nicht gerade geschickt erscheinen. Sie ist dem Gedanken entsprungen, daß man nicht durch allerlei Vermutungen über die Zukunft nach diesem oder jenem Ziele sich ein Zukunftsbild machen soll, sondern durch Anschauung eines schon weit vollendeteren Zustandes als der unserige ist, der aber ähnlicher Entwicklung entstammt. So kommt der phantastische Gedanke einer Reise auf einen anderen Weltkörper zu stande, auf dem ein uns ähnliches Volk 150 Jahr weiter ist als wir. Das ist aber ohne Phantasie, rein lehrhaft ausgeführt, eine Erzählung ohne Erlebnisse, nur voller Beobachtungen, die dann daheim vortragsmäßig mitgeteilt werden. M. F.

Friedrich Schwencker, Pfarrer zu Saabor in Schlesien. Die altkirchlichen von der Eisenacher Konferenz geänderten Texte exegetisch, homiletisch, illustrativ bearbeitet. Leipzig, Strübigs Verlag, 1905. 344 S. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Bei jeder dieser 25 Perikopen werden eine kurze Erklärung, verschiedene Dispositionen, ein oder mehrere Predigtentwürfe und als Illustrationsmaterial „Aussprüche" und „Geschichten" geboten. Wie diese durchweg Orthodoxen, meist längst Verstorbenen entnommen sind, so ist die ganze Sammlung durchaus im alten Geiste, wenngleich ohne besondere Polemik, gehalten; hier und da ist auch etwas Wertvolleres unter dem Illustrationsmaterial enthalten; aber im wesentlichen mutet das Buch doch recht altertümlich und eng an; auch der Kreis der herangezogenen Autoren ist ein sehr kleiner. Daß solche Bücher gekauft werden, ist gerade kein erfreuliches Zeichen für den Pfarrerstand; sie fördern doch nur zu leicht Bequemlichkeit und Geistesträgheit. Außerdem wird Selbsterarbeitetes, Selbstdurchdachtes und Selbsterlebtes in der Predigt viel tiefer und nachhaltiger wirken. G. Freybe.

Lic. Dr. J. Rüling, Pfarrer zu Leipzig. Christus für uns! Passionspredigten. Leipzig, Janssa, 1906. 88 S. 1 Mk., geb. 1 Mk. 60 Pf.

Diese 10 Predigten über Perikopen, evangelische und epistolische Texte, verdienen, obwohl sie durchaus den Standpunkt der alten Christologie vertreten, aus der reichen Fülle der Passionspredigten hervorgehoben zu werden, da sie sehr gehaltvoll, gedankenreich, in der Form einfach, ernst und würdevoll sind. Freilich enthalten sie zu viel Allegorie, in den Text wird oft zu viel hineingelegt, so daß der Verfasser selber einmal zu gestehen sich genötigt sieht: „Ihr werdet vielleicht sagen: diese Beziehungen sind doch sehr gesucht. Mag sein." (S. 48). — Die Reden sind nicht zu lang und meist ohne böse Seitenblicke auf „die moderne Kritik" (doch S. 401); auch Andersdenkenden können sie manche Anregung bieten, zumal der Verfasser offenbar über ein vielseitiges Wissen verfügt. G. Freybe.

Carl Bachoff, Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches. Leipzig, Teubner, 1906. 89. Bändchen der Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt. 124 S. 1 Mk., geb. 1 Mk. 25 Pf.

Der Untertitel „Geschichtliches und Erbauliches" (besser: Praktisches) braucht keinen abzustoßen. Freilich streift der Verfasser oft den Predigttenor, aber in würdiger, fast bescheidener, nicht zudringlicher Art. Und das Geschichtliche kommt nicht zu kurz auf Kosten des „Erbaulichen", wird auch durch dieses nicht verdrängt oder unklar. Gerade die große Klarheit, die übersichtliche Gruppierung innerhalb der zehn Geschichtsbilder macht für einfache wie für hochgebildete Leser dies Büchlein lesenswert. Jesus wird dargestellt im Verhältnis zu (1) seinen Blutsverwandten, (2) seinen Heimatgenossen, (3) den Kranken, (4) den Armen, (5) den Gefallenen seines Volkes, (6) den Parteien, (7) Johannes dem Täufer, (8) seinen Jüngern, (9) dem Kindervolk und (10) den Heiden. Die Resultate der kritischen Forschung sind mit Ernst und Freimut verwertet. Es ist ein Verdienst des Verlags, daß er durch

derartige Bändchen die Bekanntschaft mit den Resultaten der theologischen Forschung und die Verbreitung eines freien Christentums fördert; Bachoffs Büchlein reiht sich würdig an die anderen Bändchen von Weinel, Giesebrecht, Geffcken, von Soden u. a. an. G. Freybe.

D. Dr. W. Volck †. Lebens- und Zeitfragen im Lichte der Bibel. Letzte Gedanken. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Lic. Dr. Hunzinger-Leipzig. Wismar i. M., Hans Bartholdi, 1906. 90 Seiten.

Hunzinger veröffentlicht vier, z. T. schon in Zeitschriften gedruckte Vorträge des bekannten, zuletzt in Rostock wirkenden Alttestamentlers und sendet ihnen im Vorwort einige Leben und Charakter ihres Verfassers kennzeichnende Bemerkungen voraus. Leider finden sich manche sinnentstellende Druckfehler (S. IV „Tag" für „Zug", S. 84 „sich" statt „sie", S. 87 „Verkündigungen" statt „Versündigungen"). Wir können nicht immer dem Verstorbenen, der ruhig und sachlich seine biblische Weltanschauung vertritt, beistimmen, am wenigsten in den Abhandlungen: „Tod und Fortdauer nach dem Tode auf Grund der Lehre des Alten Testamentes" und „Der göttliche und menschliche Faktor im Bestande der heiligen Schrift". Hier wird zu oft der Glaube der christlichen Gemeinde vorausgesetzt und somit eine petitio principii begangen. Alle Arbeiten charakterisiert ein maßvoll orthodoxer, apologetischer Geist. Einzelne Aussagen der Bibel werden in der früheren Methode der „biblischen Theologie" neben einander gestellt oder nach ähnlichen Aussagen in anderen Teilen des Alten und Neuen Testaments ergänzt, gedeutet, so daß die geschichtliche und individuelle Würdigung der einzelnen Autoren zu kurz kommt. Volck zieht daher auch unbedenklich neutestamentliche Anschauungen zur Deutung des Alten Testamentes heran. In dem 1. Aufsatz: „Der moderne und der biblische Pessimismus", der sich mit Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche auseinandersetzt, wird der religiöse Gehalt von Kohelet (Prediger Salomo) überschätzt. Dieser und der letzte Aufsatz über die christliche Vollkommenheit sind die wertvollsten. Ein großer Ernst durchzieht alle Abhandlungen. G. Freybe.

Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands. Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bekenntnismäßige Lehre enthalten, nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtung in der deutschen evangelischen Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz. Herausgegeben von Hermann Mulert. Zweite Ausgabe (mit einem Nachtrag). Tübingen, J. C. B. Mohr, 1906. 108 S. 1 *M.*

Daß diese Sammlung schon die zweite Auflage erlebt, ist ein Zeichen davon, wie die bisher mehr oder weniger für die größeren Kreise der Landeskirche latente Bekenntnis- und Verpflichtungsfrage allgemeines Interesse erweckt. Man wird wohl gewahr, daß es sich hierbei nicht nur um uns Geistliche handelt, und unter uns nicht nur um die ausgesprochen reformerischen, man merkt wohl, daß die Frage auch für die Gemeinde brennend ist, somit für die Zukunft der ganzen Kirche. Möchte es auch ein gutes Zeichen sein, insofern nämlich, als man in immer weiteren Kreise begreifen möchte, daß der hier aktenmäßig dargestellte „Bekenntnisstand der Kirche", der für gewöhnlich eine ziemlich verschwommene Vorstellung ist, notwendig über sich hinaus in freie Gestaltung weist.

Der Nachtrag enthält dankenswerte Ergänzungen und Berichtigungen, einige Veränderungen, die seit Ostern 1904 eingetreten sind, und behandelt dann die „Fälle" des letzten Jahres bezw. die auf sie bezüglichen behördlichen Maßregeln.

Mit dieser Veröffentlichung mag folgende sehr erwünschte literarische Erscheinung zusammengestellt werden:

Die Kirchenpolitik der Hohenzollern, von einem Deutschen. Neuer Frankfurter Verlag. Frankfurt a. M. 1906. 365 S. 5 *M.*, geb. 6 *M.*

Es ist vornehmlich die Kirchenpolitik gegen Rom, die zur Darstellung kommt, zu einer unseres Erachtens treuen und sehr geschickten Darstellung mit gut unterweisenden Quellenangaben und Zitaten. Die Sache ist ebenso interessant, wie aufregend und niederbeugend; man sieht immer und überall, wie das Unterliegen gegen Rom teils von einer gewissen Unterschätzung seiner Macht, teils von Verblendung gegenüber seiner unerschöpften List und von einem unglaublichen Vertrauen auf seine gute Meinung kommt, abgesehen von inneren Verwandtschaften, wodurch dann die Energie des entschlossenen Gegensatzes und die Kraft der lutherschen Verachtung fehlt. Die andere, weniger hervortretende Seite ist die Darstellung der inneren Kirchenpolitik, bei der aber doch die ziemlich von Anfang an hervortretenden Bestrebungen für Toleranz zwischen den Konfessionen und in Verbindung damit für geistige Freiheit in den religiösen Dingen gebührend geschildert und mit interessanten Aktenstücke belegt wird. Gerade auch durch Darbietung dieser Aktenstücke (ebenso in bezug auf die römische Seite) ist das Buch wertvoll. Freilich ist in der kirchlichen Praxis den hohen Intentionen des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen, auch den Unionsbestrebungen Friedrich Wilhelm III. und dem Programm Wilhelm I. bei Beginn der neuen Ära wenig Erfolg geworden, aber liegt das denn bloß etwa an den Regierungen? Sind denn die Gemeinden ernstlich darauf eingegangen? Und welches Hinderniß war je und je die Geistlichkeit! Es ist sehr lesenswert, was hier in und zwischen den Zeilen steht. M. F.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 19.

Berlin
Bremen.

12. Mai 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Die Darmstädter Tage. — Zum Fall Römer. — Das Volksschulgesetz. — Nachrichten. — Anzeigen.

Die Darmstädter Tage

des Deutschen Protestantenvereins sollen, will's Gott, dem kirchlichen Liberalismus einen guten Schritt vorwärts helfen, nicht um seinetwillen, er ist sich bewußt, nicht Selbstzweck zu sein, sondern in Gottes, unserer Religion und unseres Volkes Dienst zu stehen. Wir haben keine Zeit zu rasten und auf den wirklich gewonnenen Erfolgen auszuruhen:

Das wenige verschwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts sieht, wieviel noch übrig bleibt.

Es ist vom Vorstand und auch in den Zweigvereinen redlich gearbeitet worden, davon gab der Jahresbericht des Präsidenten Schrader und der Kassenbericht des Schatzmeisters Weidling Kunde, die Zahl der direkten Mitglieder ist verdreifacht, desgleichen die Summe der Einnahmen, kaum ein Landesteil ist unvertreten im Verein. Die Arbeit des Sommers zur Organisation wird im Herbst dem Verein vorgelegt werden.

Die Darmstädter Freunde haben uns nicht nur durch die Herren Rektor Backes und Stadtrechner Daub (der langjährige Vorsitzende Dr. Schröder war leider durch Krankheit an der Teilnahme verhindert) freundlichen Gruß geboten, sondern hatten auch durch die treue Vorarbeit ihres Rechners, Kaufmann Kalbfuß jun. uns einen guten Empfang gesichert.

Die liberale Vereinigung für das Großherzogtum Hessen begrüßte den Protestantenverein durch D. Preuschen mit herzlichem Gruß, herzlich erwiderte der Leiter der Sektionssitzung, Dr. Schmidt, der den leider verhinderten D. Kirmß vertrat, und der Präsident Schrader.

In den Versammlungen sahen wir auch Gegner unseres Vereins und beifälliges Kopfnicken und Zustimmungsäußerungen, die uns übermittelt wurden, zeigten, daß der Protestantenverein gut tut an immer neuen Orten sich öffentlich zu zeigen, um durch sein Auftreten dumme und schlechte Verdächtigungen zunichte zu machen oder allerlei Vorurteile gegen seine Art und seine Arbeit zu zerstreuen.

Aus Süddeutschland waren die Freunde in größerer Zahl gekommen, das hatte man erwartet bei der Wahl des Ortes, aber eine frohe Überraschung war es, daß wir die beiden ehrwürdigen ersten Schriftführer des Vereins, Professor D. Heinrich Holtzmann und Dekan D. Hoenig, begrüßen konnten. Mit ihnen trat dem jüngeren Geschlecht die große Vergangenheit des Protestantenvereins vor Augen, da er jubelnd begrüßt seinen Lauf nahm zur geistigen Befreiung des deutschen Volkes und da er unter Schmach und Hohn, unter Niederlagen und Verlusten mit eiserner Energie und tapferem Glaubensmut in der Zeit der Reaktion seine Fahne aufrecht hielt. Was er gewollt, zum Teil ist's erreicht in der Verfassung der Gemeinde, zum Teil hat's bald hier bald da, wie ausgestreute Samenkörner, Frucht getragen, wenn man auch des Säemannes vergessen hat oder von ihm schweigt, seine Ideale harren doch immer noch der Verwirklichung: Durchführung des reformatorischen Grundsatzes vom allgemeinen Priestertum in lebendigen selbstbewußten Gemeinden, die die Kirche befreien von der Vorherrschaft der Pastoren; Ausgestaltung der Gemeinde- und Synodaleinrichtungen zu lebendiger Wirksamkeit auf alle Glieder der Gemeinde, zur Befreiung der Gemeinde von der Bevormundung durch die Kirchenbehörden, die der Gemeinde dienen, nicht sie beherrschen sollen; Erweckung einer Frömmigkeit, die das gesamte Leben des modernen Menschen durchdringen kann und durchdringt, darum Befreiung des Einzelnen von theologisch-dogmatischen Traditionen. Alte Ideale und immer neu die Aufgabe und neu die Wege zu ihrer Verwirklichung, — Vergangenheit und Gegenwart durch Vertrauen und Pietät miteinander verbunden, so wird es unter der energischen und unermüdlichen Arbeit des Protestantenvereins zu jener „großen Linken" kommen, die alle wirklich Freigesinnten einigt — nicht uniformiert, zur Arbeit, nicht zur Agitation, zum Dienst, nicht zur Herrschaft in der Kirche.

Wir können in den wenigen Zeilen, die uns zu Gebote stehen, der Fülle der Gedanken, die die Redner für die Versammlung gerüstet und uns dargeboten haben, nicht gerecht werden. Die Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins, Berlin S. 59, Hasenhaide 59, versendet gern den „Offiziellen Bericht", den der Vorstand den Tageszeitungen zur Verfügung stellte. Es wird auch in unserem Blatt und an anderer Stelle dieser oder jener der Vorträge veröffentlicht werden, wir wollen das unsern Lesern dann mitteilen. Hier nur einige kurze Bemerkungen:

D. Preuschen stellte die Forderung, daß der Religionslehrer die Kinder zur Religion, zum persönlichen Leben in Gott hinführen, aus ihnen religiöse Charaktere machen müsse. Unter aller Not, die dem modernen Lehrer dabei die eigene orthodoxe Ausbildung, die verkehrte Auffassung, daß Religion die Annahme geschichtlicher Überlieferung und die Aussprache gewisser Formeln sei und die aus dieser Auffassung heraus gestalteten Lehrpläne auch machen mögen, sei die Erfüllung dieser Aufgabe doch möglich, — wenn der Lehrer selbst religiöse Erfahrung besitzt, wenn er versteht, den bleibenden religiösen Kern aus den Dogmen herauszuschälen und von da aus weiterzubauen, wenn er endlich es vermag, den Schülern einen Begriff davon zu geben, daß die Religion in das eigene und in das gesamtgeistige Leben unserer Zeit hineingehört. — Man beliebt von den Liberalen zu sagen, sie nähmen es mit der Religion leicht, man wird nicht behaupten können, daß diese mit großem Beifall und Zustimmung in der Debatte aufgenommenen Ausführungen die Lehrer zur Leichtfertigkeit verführen. Die Debatte warnte vor dem Zuviel des Unterrichts und des Stoffes und forderte Vertiefung, sie verlangte Takt für alle Aufsicht über den Religionsunterricht, ihre Gedanken faßte Lic. Wielandt-Heidelberg in folgenden Sätzen zusammen, denen die Versammlung gern zustimmte:

Die Versammlung verwirft jeden mechanischen Betrieb des Religionsunterrichts, fordert pädagogische Modernisierung der Lehrbücher, endlich religiöse Feinfühligkeit in der obligatorischen Beaufsichtigung des Religionsunterrichts.

Im Gemeindeleben im Besonderen, mit seinen Fragen und Bedrängnissen, führten uns die Redner der Abendversammlung. D. Brückner knüpfte an das „Konfirmationserlebnis", das es selbst unseren Lesern in Beil. Nr. 16

geschildert hat, an und sprach über: „Das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis in seinem Verhältnis zum Neuen Testament und zum Protestantismus." Schlechte Zeitungsberichte hatten ihm unverständige Angriffe zugezogen, wir geben darum im Hauptblatt einen eigenen Auszug aus seinem Vortrag wieder.*) „Die protestantische Kirche Deutschlands und die Gemeindefreiheit" behandelte Pfarrer Gamper-Dresden. Aus der Freien Schweiz gekommen und in einer reformierten Gemeinde, mitten in einer lutherischen Landeskirche wirkend, wandte er sich gegen die Auffassung evangelischer Kirchen als Glaubensanstalten, sie müssen immer mehr Vereinigungen von freien Protestanten werden, der Einzelgemeinde müßte mehr Freiheit zukommen als jetzt unter der Herrschaft des Kirchenregiments, die Staatskirche müsse zur Volkskirche werden. Von der Arbeit zur Erziehung selbständiger Gemeinden und selbständiger Christen berichtete Professor Dr. Geffken-Köln in seinem Vortrag über: „Die Bewegung der Freunde evangelischer Freiheit in Rheinland und Westfalen." Aus den Worten des Redners sprach der Stolz und die Freude, in dieser Bewegung zu stehen, die Begeisterung, sie zu fördern, die Dankbarkeit für das, was sie ihm selbst geboten hatte, und frank und frei stellte er sie neben den Protestantenverein, da eine Inschrift beider Fahne trage: „Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit." Mit ernstem Wort schloß der Präsident des Vereins, Direktor Schrader, die Versammlung, treue Arbeit in den Gemeinden, Weckung des Laienelements zur Mitarbeit am kirchlichen Leben, unermüdliches Eintreten für unsere Ideale wird die Zeit, da wirklich Freiheit in der Frömmigkeit für unser Volk kommen wird, rascher uns bringen, als wir es denken, und diese Zeit muß kommen, damit unserem Volk in Wahrheit die Religion erhalten bleibe.

Mit tiefem Ernst behandelte Pfarrer Heyn am zweiten Tage in der Sektionssitzung: „Die religiöse Erziehung im Hause." Seine ausführlichen Thesen geben den Gedankengang vollständig wieder (vgl. Hauptblatt), aber sie enthalten nicht die Fülle feiner Beobachtungen und Einzelbilder, die der Vortragende aus eigener Erfahrung des Vaters und Pastors uns darbot. Auch hier gilt es, daß nicht nur ein feiner Takt, sondern auch eine energische Frömmigkeit, scharfe Forderungen an Eltern und Erzieher stellte und so das Gerede Lügen strafte, als führe der Liberalismus zum Libertinismus oder als werde seine Anerkennung in der Kirche zur Folge haben, daß „die Kinder gottlos, zuchtlos, glaubenslos, religionslos werden", wie ein Flugblatt der Hüter der Rechtgläubigkeit, der Positiven in der Berliner Marcus-Gemeinde des D. Fischer behauptete.

Inzwischen hat die orthodoxe Presse teils die Tagung totgeschwiegen, teils den „sog." Protestantenverein verspottet und angegriffen, besonders D. Brückners Referat nach entstellten Zeitungsnotizen zur Denunziation benutzt. Das ist nun so der Lauf der Welt, — obwohl diese Leute ja mit der „Welt" nicht verwechselt noch vermischt sein wollen, — wir tragen es, weil wir's nicht ändern können, wir gehen unsern Weg weiter, nicht zur Vorsicht, aber zum Ernst und zur Verantwortung gemahnt durch solche Gegnerschaft.

Zum Fall Römer.

Das Remscheider Presbyterium hat trotz der Verwarnung durch die Kirchenbehörde, vergl. Nr. 18, 429, Lic. Römer am 29. April eine zweite Gastpredigt halten lassen. Das Presbyterium will also den Konflikt mit der Behörde, gestützt auf die Überzeugung von seinem guten Recht, aufnehmen. Es wird nun dafür zu sorgen haben, daß mit ernsten, kirchenrechtlichen Gründen sein Verfahren gestützt und gegen die Behörde verfochten wird. Das Recht der Behörden und das Recht der Kirchengemeinden ist in den Landeskirchen durchaus nicht klar. Immer wieder ergeben sich „Lücken in der Gesetzgebung", die dann einfach durch kirchenbehördliche Verwaltungsmaßregeln ergänzt werden. Das hat man zumeist ruhig hingehen lassen. Es ist nun von höchster Bedeutung für die kirchenrechtliche Entwicklung im Protestantismus, wenn die Remscheider Gemeinde hier auf Klärung und Ausgestaltung des kirchlichen Rechtes dringt.

Ein Jurist schreibt in diesem Sinne der „Chronik" Nr. 18:

Bei allen Besprechungen des Falles Römer vermisse ich einen Gesichtspunkt, der mir der wichtigste zu sein scheint, so daß ich mir erlauben möchte, ihn Ihrer Beachtung zu empfehlen. Das Bestätigungsrecht des Konsistoriums ruht auf der Kirchenordnung von 1835. Diese hat es geschichtlich übernommen von den Organischen Artikeln, also ist es durchaus ein landesherrliches politisches Recht. Das Konsistorium und der Oberkirchenrat in zweiter Instanz begründen aber ihre Ablehnung der Wahl mit Römers homiletischer Taktlosigkeit. Diese zugestanden, geht sie das landesherrliche Kirchenregiment gar nicht an; für dieses steht die homiletische Befähigung Römers außer allem Zweifel durch den Ausfall des zweiten Examens. Dagegen kann ein einmaliger Lapsus nichts besagen. Es haben allerdings in den letzten Jahrzehnten durch Fehler von allen Seiten Verschiebungen des Landesherrlichen Kirchenregiments zu einem innerkirchlichen stattgefunden, aber es ist die höchste Zeit, hiergegen zu reagieren. Der Fall Römer dürfte ein bequemer Fall sein, dazu Veranlassung zu nehmen. Bei aller homiletischen Taktlosigkeit besitzt Römer mit Recht die Sympathie aller Liberalen; und in unseren Augen ist der wahre Ablehnungsgrund nicht die Taktlosigkeit, sondern die dogmatische Stellung (trotz Hackenberg). Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die Angelegenheit, auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet und von hier aus der erste Schritt gewagt wird, um von der unerträglich gewordenen Verschiebung des landesherrlichen Kirchenregiments zu einem innerkirchlichen endlich zu befreien.

Nur ein paar Schlußworte der Predigt sind bisher durch die Presse gegangen. Das hindert den „Reichsboten" nicht, sein verdammendes Urteil fertig zu haben und in den schärfsten Ausdrücken auszusprechen. Wann wird die Orthodoxie endlich gegen ihre schlechte Presse Front machen und ein scharfes Urteil gegen diese unsittliche Partei- und Preßmache finden. Aber sie steckt augenscheinlich selber zu tief in den Parteischeuklappen, — hat doch die „Reformation" aus unserem Artikel in Nr. 15, „Zur Entscheidung im Fall Römer", nichts weiter herausgelesen, als daß wir warnten, „den Bogen nicht zu überspannen". Also etwa aus Angst vor einer Kirchenbehörde, oder vor einem Mißerfolg des Liberalismus hätten wir geschrieben? Uns liegen solche Motive fern.

Das Volksschulgesetz

haben — vorläufig — die Nationalliberalen bei der Schlußabstimmung in der Kommission im Stiche gelassen, sie werden darüber getadelt von der Konservativen, belobt von der liberalen Presse und von beiden umworben für die Verhandlung in Plenum! Wir haben gegen Kompromiß und Gesetz verschiedentlich unser Wort gesagt. Spät haben sich Stimmen erhoben, wie die Paul Natorps, Theobald Zieglers zur Warnung vor dem Gesetz. Wir versprachen in Nr. 14, 336 den Wortlaut der Erklärung der „Intelligenz" hier ist er, zunächst einige Namen der Unterzeichner: Eucken, Felix Dahn, Wilhelm Wundt, Theobald Ziegler, Erdmann, Falkenberg, Rehmke, Windelband, Frenssen, Olbrich, v. Stuck, D. Dorner, D. Marx.

Die Unterzeichneten halten es für ihre Pflicht, gegen die preußische Schulvorlage, und zwar, unter Absehung von deren sonstigen, zur Genüge bekannten schweren Fehlern, gegen die die konfessionellen Verhältnisse der Volksschule betreffenden Bestimmungen derselben, noch in letzter Stunde öffentlichen und entschiedenen Einspruch zu erheben.

Der Grundsatz, von dem die Vorlage ausgeht, daß die Kinder in den öffentlichen Volksschulen in allen Unterrichtsfächern nur von Lehrern ihres Bekenntnisses unterrichtet werden sollten, ist nicht nur praktisch in Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung gar nicht durchführbar, wie die schroffen Widersprüche gegen dies Prinzip in der Vorlage selbst beweisen, sondern er ist als Prinzip zu verwerfen. Im Unterricht jedes Fachs sollte das Recht der Sache allein walten, jeder Einfluß partikular-religiöser Tendenzen grundsätzlich ferngehalten

*) Erscheint in nächster Nummer. D. R.

werden. Was naturwissenschaftliche, was geschichtliche Wahrheit, was von den Schätzen der deutschen Literatur für die Bildung des Volkes wertvoll sei, ist gemäß den eigenen Gesetzen des Gegenstandes nach pädagogischen Rücksichten zu entscheiden; es ist gerade gegenüber der trennenden Tendenz des religiösen Sonderbekenntnisses die Einheit der humanen und nationalen Bildung in diesem allen um so bestimmter zu wahren. Der partikular-religiösen Verfärbung des gesamten Unterrichts wird aber offenbar Vorschub getan, wenn gesetzlich bestimmt wird, daß der gesamte Unterricht nach Konfessionen getrennt erteilt werden muß. Nicht nur die katholische, sondern grundsätzlich ebenso die evangelische Orthodoxie beansprucht tatsächlich einen entscheidenden Einfluß der Konfession auf den gesamten Unterricht der Volksschule, und sie weiß diesem Anspruch, besonders durch die geistliche Schulaufsicht, an welcher der Entwurf festhält, schon jetzt überall da Geltung zu verschaffen, wo die Schule, wenngleich ohne gesetzliche Grundlage, doch tatsächlich den konfessionellen Charakter trägt, den die Vorlage allen Volksschulen mit verschwindenden Ausnahmen zwangsweise aufprägen möchte. Dabei werden, durch eine dem ganzen Prinzip der bisherigen preußischen Schulgesetzgebung widersprechende Auslegung der Begriffe konfessioneller und gemeinsamer Schulen, alle Volksschulen, die nicht durch besondere Vereinbarung simultan sind, für konfessionell erklärt, ohne Rücksicht auf die tatsächliche konfessionelle Mischung der Schulkinder. Auch auf die religiöse Stimmung der Bevölkerung wird also wirklich keine Rücksicht genommen, sondern es soll der „historische" Anspruch der einen oder anderen Konfession auf eine jede Schule schlechthin entscheiden; ein Anspruch, der zum „historischen" erst geworden ist durch eine auf kein Gesetz gestützte Praxis der Verwaltung, welche gegen den Ansturm des Klerikalismus die staatliche Autonomie in der Schule nicht zu behaupten gewußt hat. Zugleich soll dabei die Leistungsfähigkeit der Schule überhaupt nicht mitsprechen; es darf nicht nur, sondern muß, bei beträchtlicher Erhöhung der Schullasten, das bessere dem schlechteren Schulsystem weichen, bloß damit die konfessionelle Trennung allgemein durchgeführt wird.

In dieser durchgehenden Tendenz auf die Konfessionalisierung der Volksschule, ohne Rücksicht auf die Wünsche und die finanzielle Leistungskraft der Bevölkerung wie auf die Qualität der Schulen, ist die jetzige Vorlage völlig eins mit der des Jahres 1892. Der schwache Schutz, der der Simultanschule noch gewährt wird, bietet ein Gegengewicht schon darum nicht, weil die Vorlage überhaupt nur eine verschwindend kleine Zahl von Schulen als simultane anerkennt. Es verbleibt der Simultanschule der Charakter der gerade nur geduldeten Ausnahme; grundsätzlich soll, nicht etwa die Religion, sondern der religiöse Partikularismus in der Schule herrschen. Das ist es, weshalb gegen diese Vorlage ein jeder den schärfsten Einspruch erheben muß, dem die Einheit und Freiheit des Volkes höher steht als die Verewigung und die geflissentliche Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes, der seit Jahrhunderten am Marke unseres Volkes zehrt und die Einheit und Kraft der Nation untergräbt.

Wir betrachten eben deshalb die Frage nicht als eine bloß preußische. Es kann bei dem allgemeinen Vordrängen des Konfessionalismus keinem freiheitlich gesinnten Manne im deutschen Vaterland gleichgültig sein, daß gerade Preußen die besseren Ueberlieferungen des friderizianischen Zeitalters und der Ära des Freiherrn von Stein hinter sich wirft und dem längst schon bedrohlichen Einfluß des klerikalen Geistes auf den größten und grundlegenden Teil seines Bildungswesens zum erstenmal eine gesetzliche Handhabe bietet.

Und so halten wir es für eine Ehrensache, in diesem kritischen Augenblick unsere Stimme zu erheben und von den preußischen Volksvertretern die bedingungslose Ablehnung der konfessionellen Bestimmungen der Schulvorlage zu fordern.

Nachrichten.

Zum Austritt aus der Landeskirche liegt uns eine Äußerung vor, die der Ergänzung noch bedarf, indessen geben wir schon heute folgenden Abschnitt aus den „Sozialistischen Monatsheften" wieder, die einen Sozialdemokraten, Wilhelm Schröder, zum Verfasser haben, und die allen, die Sozialdemokraten und Atheisten leichtfertig in einen Topf werfen, zur Lehre dienen muß:

„Die Agitation für den Austritt aus der Landeskirche dauert Jahrzehnte, und sie ist mit beträchtlichem Aufwand von Mühe geführt worden. Wo irgend ein Haken sich einschlagen ließ, geschah es. Benahm ein Pastor sich unangemessen am Grabe eines Sozialdemokraten, wurden die Kirchensteuern am Orte erhöht, wurde zu gunsten des kirchlichen Einflusses die Verwaltung oder gar die Gesetzgebung in Bewegung gesetzt: kein Anlaß ging vorüber, ohne daß die freireligiöse Agitation unter dem mehr oder weniger nachdrücklichen Beistand sozialdemokratischer Blätter mit Eifer eingriff. Was war das Fazit dieser unausgesetzten Mühen? . . .

Seien wir ehrlich. So stark im deutschen Proletariat das Bedürfnis ist, dem Unmut über die schlimmen politischen und wirtschaftlichen Zustände durch Abgabe sozialdemokratischer Stimmzettel bei den Reichstagswahlen, durch Anschluß an die gewerkschaftlichen Organisationen Ausdruck zu geben, so gering ist die Neigung, gegen Religion und Kirche laut zu protestieren. Gewiß, die Zahl der positiven Christen, ja auch nur der gelegentlichen Kirchenbesucher, ist

gering im Proletariat, aber ebenso gering ist die Zahl derer, die es der Mühe für wert halten, ihrem Bruch mit der Religion dadurch offen Ausdruck zu geben, daß sie ihren Austritt aus der Landeskirche erklären und ihre Kinder nicht taufen lassen. Alle Agitation in dieser Richtung hat kein befriedigendes Ergebnis gehabt und wird auch trotz aller reaktionären Schulgesetze nur mit mäßigem Gewinn abschließen. Es mag paradox klingen, ist aber dennoch wahr, daß diese Gleichgültigkeit sowohl gegen die Kirche wie gegen die antikirchliche Bewegung in gewissen religiösen Empfindungen des Proletariats, vor allem seiner weiblichen Mitglieder, seine Ursache hat." — Nun also, sie treten nicht aus — dann heißt es aber für uns, an die Arbeit heraus aus der Vornehmheit, die religiösen Empfindungen des Proletariats zu erhalten und zu vertiefen, nicht um die Sozialdemokratie zu bekämpfen, sondern um den Menschen zu helfen.

Prozeß Bachstein. Das in Nr. 17 Sp. 407 erwähnte Urteil des Oberkriegsgerichtes in Münster hat folgenden Wortlaut: „Die heutige Beweisaufnahme hat ergeben, daß der Begriff der Öffentlichkeit der Versammlung im Sinne des Strafgesetzbuches § 166 gegeben ist, in objektivem Sinne, aber auch, daß der Angeklagte subjektiv das Bewußtsein hatte, daß sein Tun ein öffentliches war. Auch vom Standpunkt des dolus eventualis ist erwiesen, daß der Angeklagte mit der Möglichkeit rechnete, daß auch Nichtmitglieder und Katholiken seinen Vortrag hören konnten und sollten. Das erste Tatbestandsmerkmal ist somit gegeben. Das Oberkriegsgericht ist gebunden an die Feststellung des Reichs-Militärgerichts bezüglich des Begriffs der Beschimpfung. In einer Anzahl der unter Anklage gestellten Aussprüche hat das Gericht eine Beschimpfung nicht erblicken können. Dagegen mußte objektiv eine Beschimpfung erblickt werden in der unter 1 c der Anklageverfügung stehenden Äußerung: „Satan mußte christlich werden . . . . Kling Klang, Mummenschanz usw. . . ." Hierin wird nach dem Zusammenhang, nach dem, was vorhergesagt ist, und was daran geknüpft ist, das Papsttum, zweifellos eine Einrichtung der katholischen Kirche, in verletzender Weise verächtlich gemacht. Der Angeklagte hat auch das Bewußtsein der Beschimpfung gehabt; das ergibt sich aus seiner Vergangenheit. Auch vom Standpunkt des dolus eventualis hat er das Bewußtsein der objektiven Beschimpfung gehabt. Danach mußte der Angeklagte bezüglich eines Punktes, 1 c, der Anklageverfügung bestraft werden. Mit Rücksicht darauf, daß das Oberkriegsgericht von dem Auftreten des Angeklagten die Überzeugung gewonnen hat, daß er nicht von gemeiner Schmähsucht erfüllt war, sondern daß er im Glaubenseifer in diesem einen Ausdruck fehlgriff, und endlich daß ihm seitens seiner Vorgesetzten das günstige Zeugnis ausgestellt wird, hielt das Gericht eine Gefängnisstrafe von einem Tag für angemessen, aber auch für ausreichend, und erkannte demgemäß." — Nach sechs Verhandlungen, in denen Bachstein fünfmal freigesprochen wurde (nachdem zunächst der Kriegsgerichtsrat, der zuerst die Sache bearbeitete, sich geweigert hatte, die Anklage zu erheben), während jedesmal der Gerichtsherr, der Vertreter der Militärbehörde, die Revision forderte, kommt nun wegen dreier Worte eine Verurteilung zu einem Tage Gefängnis heraus. — Wer wohl Freude hatte an dieser Gerechtigkeit? oder ob die Römischen nun zufrieden sind. Einige Äußerungen zeigen saure Mienen. Jedenfalls ist das Unrecht des § 166 eklatant bewiesen. Gegen Bachstein ist nunmehr das Disziplinarverfahren eingeleitet!! — Er und auch die Anklagebehörden haben auch gegen dieses Urteil Berufung eingelegt.

Aus der Provinz Posen kommt die Nachricht von der Gründung einer „kirchlichen Konferenz für den Kreis Rosenberg" durch den Superintendenten Waltz-Deutsch-Eylau. In der Aula der Stadtschule zu Deutsch-Eylau hat die erste Tagung am 3. Mai stattgefunden. Die Tagesordnung war folgende: Biblische Ansprache (Generalsuperintendent D. Döblin-Danzig); Vortrag: „Was kann zur Hebung des kirchlichen Bewußtseins in unseren Gemeinden geschehen?" (Superintendent Waltz-Dt.-Eylau); Vortrag: „Die erziehliche Bedeutung des Religionsunterrichts in der Volksschule" (Lehrer Behring-Hansdorf). Die Versammlung war öffentlich, auch Damen willkommen. Ein gemeinsames Mittagessen fand nach Schluß der Konferenz im Gesellschaftshause statt. Über den Zweck der Konferenz heißt es in dem Aufruf: „Wir wollen weder einem bestimmten Verein noch einer bestimmten Partei dienen, weder amtlich noch halbamtlich tagen. Es soll vielmehr unser ernstes Anliegen sein, den Blick für die vorhandenen geistlichen Notstände zu schärfen und das Verständnis für die vorliegenden kirchlichen und sittlichen Aufgaben zu wecken. Vor allem aber wollen wir als wahrhaft evangelische Männer durch freien und ungezwungenen Gedankenaustausch über die bewegenden Fragen der Zeit uns in unserem persönlichen Glaubensleben stärken und dazu mithelfen, daß die Segenskräfte des Evangeliums für die Liebesarbeit unserer Gemeinden fruchtbar gemacht werden." — Nach diesem Programm haben auch freigesinnte Mitglieder, Pfarrer und Laien, das Recht mitzuarbeiten. Sie sollen von diesem Rechte frei und offen Gebrauch machen, und nicht etwa, weil ein Superintendent an der Spitze steht, von vornherein sich zurückhalten. Wir sind Glieder einer Kirche von links und rechts, und wir wollen es ja bleiben, so sollen wir mittun, nicht um zu bekehren oder bekehrt zu werden, sondern zu freier Aussprache, zur Vertiefung und Festigung der eigenen Anschauungen, zur Vermehrung unserer Kenntnisse und um auch dem Gegner Güter, die wir haben, anzubieten und mitzuteilen.

Königreich Sachsen. Die Neue Agende, die gegen die am

1. Advent 1880 eingeführte geringe Abänderungen aufweist, ist als deren 2. Auflage bezeichnet und ist am 29. April in den Gebrauch eingeführt. — Auf der 15. Versammlung der Sächsischen kirchlichen Konferenz in Chemnitz stellte Pastor Mensing-Dresden zum Thema: Monismus und Dualismus folgende Leitsätze auf: 1. Religion entsteht entweder durch Stimmungen, welche die Natur hervorruft, oder durch Stimmungen, welche geschichtliche Ereignisse in uns hervorrufen. In jenem Falle entsteht Monismus (Einheit der Einzelseele mit der Weltseele), in diesem Dualismus (Unterordnung der Zwecke des Einzelgeistes unter die letzten Zwecke des Weltgeistes). 2. Alles Heidentum endet in Monismus, — moderner Monismus ist Heidentum, aber von stärkster religiöser Kraft, sobald er ausblüht in edelste Mystik. Der vernünftige Dualismus (Judentum, Christentum, Islam) geht zurück auf die Propheten Israels. 3. Im Pessimismus und im sittlichen Quietismus lauern die Gefahren des Monismus, so optimistisch und sittlich zur Zeit der moderne Monismus sich auch gebärdet. Jedenfalls stammt alle energische soziale Betätigung aus dem Dualismus (Jeremias, Christus, Mohammed). 4. Gegenseitige Ergänzung von Monismus und Dualismus ist denkbar, sofern zuletzt sowohl Naturkraft als geschichtliche Kraft aus einer Quelle fließen. Vielleicht darf man mit Goethe sagen, daß die Seele sowohl des Einatmens (unmittelbare Berührung mit dem Unendlichen in inniger Frömmigkeit) als des Ausatmens (energisches soziales Handeln zur Erreichung der letzten Zwecke Gottes — „dein Reich komme") bedürfe. — Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß für unser Blatt eine Arbeit über den Monismus in Vorbereitung ist.

Römisches. Der Toleranzantrag des Zentrums, der in der ersten Lesung starken Widerspruch auf allen Seiten des Reichstags gefunden hatte, so daß man annahm, er werde still in die Versenkung verschwinden, ist nun doch in die zweite Lesung gekommen. Ob das siegreiche Zentrum für seine Wahlarbeit eine Niederlage braucht? — In **Elsaß-Lothringen** erfüllen sich die Zentrumshoffnungen auf einen Zusammenschluß mit dem reichsdeutschen Zentrum nicht so rasch, als man vielleicht nach dem glänzenden Verlauf des Straßburger Katholikentages gemeint. Die „Germania" gesteht: „Einzelne (Abgeordnete) würden befürchten, dadurch (daß sie sich als Zentrumskandidaten aufstellen lassen) geradezu ihre Mandate zu verlieren, die an Liberale, Demokraten oder Sozialdemokraten übergehen könnten." — Der General der Jesuiten — der schwarze Papst — Pater Martin ist am 23. April in Rom gestorben. Die Zwischenregierung bis zu vollzogener Neuwahl führt Pater Ruggero Freddi, den der Verstorbene nach der Übung dazu ernannt hat. Die Generalkongregation, die sich aus je drei Vertretern jeder Provinz des Ordens zusammensetzt, wählt in geheimer Abstimmung den neuen General. — Zum Bischof von Hildesheim ist Domkapitular Vikar Dr. Adolf Bertram in Hildesheim gewählt worden. — In Eugen Richters Wahlkreis Hagen hat das Zentrum sich gegen den liberalen Kandidaten Bürgermeister Cuno erklärt, weil er in einer Begrüßungsansprache an den Evangelischen Bund gegen die Katholiken geredet habe. Der Wahlkreis wird also den Sozialdemokraten anheimfallen. Aber das Zentrum ist keine konfessionelle Partei! Beileibe nicht! — Zum apostolischen Vikar im Königreich Sachsen ist an Stelle des verstorbenen Bischofs Werschanski, der Professor in Straßburg Dr. Alois Schäfer zum Bischof ernannt worden.

Deutsche Katholiken in der Ostmark haben unter der Ungunst ihrer kirchlichen Behörde zu leiden. Entsprechend jenem Erlaß, der den katholischen Geistlichen die Mitgliedschaft in dem polnischen Verein „Straz" untersagte, hat Erzbischof Florian von Gnesen unter dem 1. März den deutschen Geistlichen den Austritt aus den Vereinen deutscher Katholiken befohlen. Das Verbandsorgan dieser Vereine die „Katholische Rundschau", rechtfertigt sich gegen die Vorwürfe des Erzbischofs in jenem Erlaß vom 1. März und verspricht die Beweise für die Beschuldigungen fordern zu wollen.

Die Antwort ist bald eingetroffen. Von Gründen ist darin keine Rede, aber die ganze Selbstherrlichkeit des römisch-katholischen Oberhirten spricht aus den Worten: „Ich habe den mir untergeordneten Geistlichen gegenüber den bestimmten Wunsch ausgesprochen, aus dem Verbande Deutscher Katholiken auszutreten (deutsch schwach!), weil ich dieses Ausscheiden nach der ganzen Sachlage für angezeigt erachtet habe. Die betreffenden Geistlichen sind der an sie erlassenen Aufforderung bedingungslos nachgekommen. Damit erachte ich die Angelegenheit für erledigt". Wie schwer muß es sein, in der Ostmark deutsch und katholisch zu sein.

Dabei lesen wir folgende charakteristische Mitteilung: Der „Wielkopolanin" vom 4. Januar dieses Jahres beschwerte sich, daß ein Propst (deutsch) einen Aufruf zur Sammlung für die notleidenden Deutschen in Rußland mit unterschrieben habe. Auch die polnischen Parochianen haben die Beschwerde (wie öffentlich erzählt wurde) an der geeigneten Stelle vorgebracht. Folge: Auf dem nächsten Aufrufe fehlte die Unterschrift. Kommentar überflüssig.

Flügel
Pianinos
Phonola

Julius Blüthner

Berlin W.
Potsdamerstrasse 27 b.

Die Abweichungen der Orthodoxie von den Bekenntnissen.

Von Lic. R. Wielandt.

Heft 5 von: „Kampf und Arbeit des freien Christentums in Deutschland".

Preis 25 Pf.

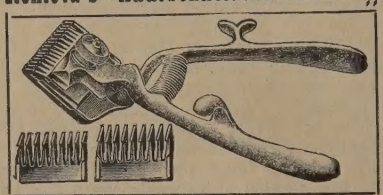
Zum Massenvertrieb in Vereinen und Versammlungen geeignet.

50 Exemplare 10 Mk.

Man muß gespannt sein, was die Orthodoxie zu dieser ihren Selbstruhm der „Rechtgläubigkeit" zerstörenden Schrift sagt.

Einzeln und in Partien gegen Einsendung des Betrages und Porto zu beziehen durch die **Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Berlin S. 59, Hasenhaide 59.**

Rehfeld's Haarschneidemaschine „Familienfreund"



mit 2 Aufschiebkämmen schneidet d. Haare 3, 7 u. 10 mm. Jeder Familienvater **spart viel Geld** und schützt seine Kinder vor Ansteckung, wenn er ihnen die Haare selbst schneidet. Jeder Ungeübte kann mit dies. Maschine Haare schneiden. Preis per Stck. **nur 3.80 Mk.**

(Porto 20 Pf. extra.) Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Illustrierter Katalog auf Wunsch gratis und franko.

Rehfeld & Backe, Solingen,
Solinger Stahlwarenfabrik mit Versand direkt an Private. [658]

Henn's Kirchenöfen D. R. P.

Monatelang auf Probe!

E. Henn, Ofen-Fabrik, Kaiserslautern.

Leser und Freunde des „Protestantenblatts" von Erfurt und Umgegend werden zur Herbeiführung eines näheren Zusammenschlusses um Einsendung ihrer Adressen an die Redaktion gebeten.

Die Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit

Vortrag,
gehalten im Bremischen Protestantenverein von Landgerichtsrat a. D.
W. Kulemann.
Preis 50 Pfg.
Bremen. Carl Schünemann, Verlag.

Junger Glaube

Eine Sammlung
von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde
Preis brosch. M. 1.25, geb. M. 2.25.

Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.

Bremen. Verlag von **Carl Schünemann.**

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.